Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 23 — Gotha, 1. Dezember 1927 — 41. Jahrgang

Inhalt: Advent [Sp. 1089] — Die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels Paulus [Sp. 1090] — Frühchristlicher Schmuck [Sp. 1097] — Laienhafte Anmerkungen zu dem Thema „Wort Gottes und Bibel" [Sp. 1100] — Dörries gegen Barth [Sp. 1102] — Die Theologie der Krisis und der Weltkrieg [Sp. 1104] — Siehe, hier sind zwei Schwerter. Zu Kleists Prinzen von Homburg [Sp. 1105] — Schuld am Kriege oder an der Niederlage (v Hentig) [Sp. 1106] — Sind wir gegen ein Konkordat und warum? [Sp. 1108] — Zum Reichsschulgesetz [Sp. 1110] — Arbeitsgemeinschaft von Pfarrern und Lehrern in Kassel [Sp. 1112] — Die kirchliche Arbeit der Theologin [Sp. 1114] — Konferenz der evangelischen Studentenpfarrer [Sp. 1118] — Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung [Sp. 1120] — Hans E. Kinck: Hermann Ek [Sp. 1121] — Eine Ferienreise in den Orient. Drittes Stück [Sp. 1124] — Der Orient: Zeitschrift; Armenien; Makedonien [Sp. 1127] — Römischer Brief [Sp. 1128] — Wöchentliche Chronik [Sp. 1131] — Die Legende vom Herrn (v Molo) [Sp. 1132] — Bücher und Schriften: Für Gott und das Volk (Rauschenbusch); Das Jahr der Kirche in Lesungen und Gebeten (Linderholm-Otto); Die Volkshochschule, Volkheit (Grundtvig); Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt (Wittig); Ein Meister des Lebens (Kügelgen); Adalbert Falk (Foerster); Lebenserinnerungen einer alten Frau (Kreigher Forges); Franziska von Altenhausen (Werner); Albert Zeller (Waldenmaier); Protestantisches Märtyrerbuch (Michaelis); Germanenglaube (Tögel); Der Lehrerstand (Meyer-Dinkgräfe). Balladen und Lieder (Schieber); Das Herz in der Kelter (Röttger); Durchs Gitterfenster (Bertsch); Der Eremit und andere Erzählungen (Pauli); Der Stadtschreiber von Straßburg (Hesselbacher); Die große Jagd (Rasmussen); Kari der Elefant (Mukerdschi); Jugendjahre im Dschungel (Mukerdschi); Der „Möwe" Fahrten und Abenteuer (zu Dohna-Schlodien); Bei den roten Indianern (Baierlein); Onkel Angiel (Istrati); Die spanische Insel (Muron); Der Kanzler Klaus v. Bismarck (Flex); Die Studenten von Lyon (Ponten); J. P. Jacobsen, Gesammelte Werke; Der Hohlofenbauer (Schröer); Meisters Vermächtnis (Lienhard): Lüdinghoff (Speckmann); Deutsches Blut (Kelber v Franken). Die Uhrenherberge (Jungnickel); Theophilus (Reuschle); Märzhoffen (Munier-Wroblewska); Erzählungen (Steinhausen); Der Fähnrich Gustav Adolfs (Hennings); Verborgenes Land (v Gaudecker); Günters Schweizerreise (Jegerlehner); Das Wichtl und andere Märchen (Hepner); Kinder- und Jugendbücher [Sp. 1134] — Verschiedenes: Kirchliche Arbeit in Westfalen; Zum Streit um Schleiermacher; Kleine Mitteilungen [Sp. 1145] — Anzeigen

Advent

Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn!
Matth. 21, 9. 23, 39

Zu unsrer Zeit, da wir noch jung waren, dachte sich die deutsche evangelische Christenheit unter Advent eine Zurüstung auf das Kommen des Christkinds. Weihnachten, das war des Christkinds Geburt. Und vor Weihnachten, in den Adventswochen, war alles Weissagung und Bereitung auf dies unerhört selige Ereignis. Auf diesen Ton waren die Adventspredigten gestimmt, und von ihm erklangen die Adventslieder:

Gott sei Dank durch alle Welt,
der sein Wort beständig hält
und der Sünder Trost und Rat
zu uns hergesendet hat.

Was der alten Väter Schar
höchster Wunsch und Sehnen war,
und was sie geprophezeit,
ist erfüllt nach Herrlichkeit.

So sangen und so glaubten wir. Und es war eigentlich schon Weihnachten vom ersten Advent an.

Heute gilt das fast für ein Christentum zweiten Ranges. „Hergesendet hat" „ist erfüllt" — das scheint viel zu anmaßend geredet. Denn was haben wir? Was sind wir? Was ist erfüllt? — Wozu hat Ihn Gott hergesendet? Nicht um uns Gaben zu geben, nicht um uns froh und fromm zu machen, sondern um all unser Sehnen und Verlangen nur zu vertiefen, um uns ganz und für immer loszumachen von dem Wahn, als hätten wir — nein, es liegt alles nur vor uns, und nicht, daß er gekommen ist, sondern daß er kommen wird, mag unser Glaube sein.

Ach, vielleicht ist das viel frömmer. Und wenn wir Matth. 21, 9 und Matth. 23, 39 miteinander vergleichen, beidemal die nämlichen Worte, einmal dem leibhaftigen Jesus von Nazareth gesungen (von was für Leuten!) dann dem entrückten und wiederkommenden ein Gruß in der fernen Ewigkeit — vielleicht ist der zweite Sinn mehr nach dem Sinne Jesu, obwohl er sich auch den ersten gefallen ließ. Und vielleicht liegt beiderlei Sinn gar nicht so weit voneinander, und es sind nur die zwei silbernen Schalen, die zusammen die goldne Wahrheit bergen?

Ach Kinderglück der Adventszeit, da wir die Weihnachtsfreude täglich schon vorwegnahmen in seligem Hoffen, fast so beglückt, daß die Erfüllung nicht schöner sein konnte, hatten eigentlich schon alles in unsrer Vorfreude! Wie anders die Hoffnung des Alters, das zu viel geschmeckt hat von dem „Noch nicht!" und mürbe geworden ist unter der Erfahrung des eignen Versagens: nun bleibt nur noch eine Welt übrig als die vollkommene Welt Gottes — die Welt jenseits des Todes.

Sind wir alle alt geworden? Oder ist es heute das Vorrecht von uns Alten, daß wir werden wie die Kinder und haben eine Hoffnung, die schon Erfüllung ist — die Jungen aber haben eine Hoffnung, die nur Hoffnung ist, eine ganz leise, zarte, scheue Hoffnung?

Advent sei beides. Gott der Herr schafft's. Er gibt beides, das Wollen und das Vollbringen. „Vorsehung" nannten's längst vermoderte Geschlechter. Wer spricht heute noch von Vorsehung? Aber Gott ist doch die Vorsehung. Und er hat auch mit unsrer Zeit etwas vor und mit den Menschen unsrer Tage.

Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Unser Gott kommt und schweiget nicht! R

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels Paulus

Mit der Frage nach der weltgeschichtlichen Bedeutung des Apostels Paulus sind wir vor ein umfassendes, verwickeltes Problem gestellt. Schon die allgemeine Frage nach der Bedeutung führender Männer für die Geschichte ist viel umstritten; sie wird ja von manchen geschichtsphilosophischen Richtungen (man denke etwa an die materialistische Geschichtsauffassung) ganz in Abrede gestellt. Mag ein solches Urteil nun freilich auch als eine Übertreibung abgewiesen werden müssen — überzeugend aufweisbare Tatbestände stehen ihm entgegen —, so bleibt es doch in einzelnen Fällen schwierig, zu sagen, worin die Bedeutung dieses oder jenes führenden Mannes eigentlich besteht. Auch für Paulus ist die Frage nicht leicht zu beantworten. Um so wünschenswerter ist es, wenn die Geschichtsforschung, deren Sinn ja nicht nur die minutiöse geschichtliche oder quellenkritische Einzeluntersuchung ist, sich solche umfassenden Fragen immer wieder stellt.

Für Paulus hat nun vor einiger Zeit E. von Dobschütz den Versuch gemacht, die Frage nach seiner weltgeschichtlichen Bedeutung zu beantworten [1]). Unsere Darlegungen können wir darum zweckmäßig an eine Besprechung dieser Schrift anknüpfen. Das behandelte Thema ist geeignet, der Schrift einen weiteren Leserkreis zu verschaffen; zumal es sich um allgemein-verständliche Vorträge handelt, die auf der Erfurter akademischen Woche (1925) gehalten worden sind, und zwar von einem Gelehrten, dessen Name in der wissenschaftlichen Welt weithin bekannt und geachtet ist.

Ich muß freilich gestehen, daß die Erwartungen, mit denen ich an die Lektüre des Buches herangegangen bin, sich mir nicht im vollen Maße erfüllt haben. Das Buch bringt zwar gegenüber der zahlreichen andern Pauliusliteratur einiges Neue; besonders insofern, als es in 21 wertvollen Abbildungen uns einen Blick in die Auffassung tun läßt, die sich Künstler der verschiedensten Jahrhunderte von den Ereignissen des Lebens Pauli gemacht haben. Auch dem Theologen ist es wertvoll, sich so einmal das Fortleben des Apostels in der bildenden Kunst zu vergegenwärtigen. Der erste Abschnitt des Buches, der in schlichtreferierender Darstellung das Leben des Apostels wesentlich nach der Apostelgeschichte erzählt [2]), hängt wohl mit diesen Beilagen zusammen, er gibt den Rahmen für sie, da die bildende Kunst sich den Vorwurf ihrer Darstellung meist aus der Schilderung der Apostelgeschichte geholt hat. Aber mit dem Thema der Schrift, der weltgeschichtlichen Bedeutung des Apostels, hängt dieser erste Abschnitt (S. 2—18) nur lose zusammen.

Im zweiten Abschnitt sucht v. Dobschütz ein Bild der Persönlichkeit des Paulus zu geben. Dieses fällt freilich nicht so lebensvoll aus, wie man es wünschen möchte, nach meinem Empfinden wesentlich deshalb, weil der Verfasser viel zu schnell mit seinen Werturteilen und Stellungnahmen bei der Hand ist, anstatt, wie es doch die historische Betrachtung fordert, davon abzusehen und die Persönlichkeit des Apostels selbst auf sich wirken zu lassen. Im Einzelnen wird manches richtig gesagt und hervorgehoben; so bei der Besprechung der griechischen und jüdischen Elemente in Paulus richtig betont, daß das Christliche bei dem gegenüber etwas qualitativ Neues ist. Auch die Bedeutung der Bekehrung für das religiöse Leben des Apostels wird hervorgehoben, dabei leider auch wieder, was beim heutigen Stande der Forschung nicht mehr möglich sein dürfte, die Stelle Röm. 7, 14 ff. dazu benutzt, um das Bild des unter dem Gesetz unbefriedigten Pharisäers zu zeichnen. Aber das mag eine unwesentliche Einzelheit sein; aufs Ganze gesehen, muß man sagen, daß der Leser aus v. Dobschütz' Ausführungen doch nur eine schwache Ahnung davon bekommt, welche ungeheure Bedeutung die neue Glaubenswirklichkeit Christus für das Leben des Apostels gehabt hat. Das hängt damit zusammen, daß v. Dobschütz in seiner Grundhaltung moderner Theologe ist, für den die Religion in erster Linie Gefühl, Erlebnis und nicht wie für Paulus Glaube ist; so werden die Aussagen des Paulus psychologisiert, wobei der Apostel des Glaubens nicht zu seinem Rechte kommt [3]).

Aber das eigentliche Problem, auf das es mir in diesem Zusammenhang ankommt, ist die Frage nach der weltgeschichtlichen Bedeutung des Paulus. Was hat v. Dobschütz uns darüber zu sagen? v. Dobschütz versucht, um eine Antwort auf diese Frage zu finden, das Lebenswerk des Apostels nach den verschiedensten Richtungen hin zu würdigen. Er schildert ihn als Apostel, als Theologen, als Missionar, als Organisator und Erzieher seiner Gemeinden; aber das alles scheint ihm nicht ausreichend zu sein, um von einer weltgeschichtlichen Bedeutung zu reden. Auch die Befreiung des Christentums vom Gesetz, so bedeutsam sie ist, auch nicht einzelne seiner Gedanken, seine Mystik oder seine Eschatologie können als die eigentliche Ursache seiner weltgeschichtlichen Wirkung gelten. Eine solche kommt Paulus vielmehr darum zu, weil er erkannte, daß „in dem Evangelium Jesu etwas schlechthin Neues, etwas der Menschheit Geltendes gegeben ist, daß er das Christentum mit grundsätzlicher Klarheit als eine eigene Religion, nicht als eine jüdische Bewegung in die Heidenwelt hinaustrug" (S. 45). Dadurch hat Paulus wie Dobschütz im Anschluß an v. Wilamowitz-Möllendorf sagt, „das Testament Alexanders des Großen vollstreckt"; d. h. die Vermählung von Hellenismus und Orient besiegelt, indem er „das Höchste, was der Orient hervorbrachte, die Religion des Judentums in ihrer Vollendung im Evangelium Jesu, der Griechenwelt brachte" (S. 45 f.). In diesen Sätzen faßt v. Dobschütz sein Urteil über die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels zusammen. Ist damit die richtige Perspektive zur Beurteilung der Wirksamkeit des Paulus gewonnen? Und wenn nicht, worin haben wir die Bedeutung des Paulus zu erblicken?

Es lassen sich mancherlei Einwände gegen v. Dobschütz erheben. Zunächst ist das Eine geltend zu machen. Das Evangelium, das Paulus der Welt gebracht hat, ist ja gar nicht das Evangelium Jesu gewesen. Das Evangelium Jesu war, wie die Forschung (besonders seit J. Weiß) immer deutlicher erkannt hat, seinem Inhalt nach wesentlich eschatologische Verkündigung. Es ist die Botschaft von dem kommenden Gottesreich; auf dieses Reich die Menschen hinzuweisen und vorzubereiten, ist der Sinn der Predigt Jesu gewesen. Jesu ethische Forderung — sofern man etwa in den Worten der Bergpredigt den Ausdruck seines Geistes und nicht von überall her zusammengeflossenes Spruchgut finden will — enthält Hinweise für den Menschen, wie er sich für das Kommen des Reiches vorbereiten soll. Etwas schlechthin Neues gegenüber dem Judentum ist in diesem Evangelium — auch in dem Gottesglauben Jesu — nicht zu erblicken. Auch nicht in Jesu Stellung zum Gesetz; diese ist ja nicht prinzipiell ablehnend gewesen, wenn er auch aus der Vollmacht seines prophetischen Sendungsbewußtseins die Gesetzesauslegung der Pharisäer, ja gelegentlich selbst den Buchstaben des Gesetzes beiseite geschoben hat (vgl. etwa Mark. 10, 5). Aber die Linie der prophetischen Religion wird von Jesus nicht überschritten, so sehr er sich von der Kleinlichkeit pharisäischer Gesetzesauslegung — als ein echter Prophet — unterschieden haben mag. „Neu" ist bei Jesus, wenigstens im Ansatz, lediglich das messianische Sendungsbewußtsein; in die Geschichte des Christentums gehört das Evangelium Jesu nur soweit hinein, als man berechtigt ist, das messianische Selbstbewußtsein Jesu als ein wesentliches Element seiner Verkündigung anzusehen [4]). Insofern sich Jesus als Messias wußte und von den Jüngern als solcher geglaubt wurde, ist er Mittelpunkt einer neuen religiösen Gemeinschaft geworden. Die Geburtsstunde des Christentums ist aber nicht das Evangelium Jesu, sondern seine Auferstehung, wie man auch über sie urteilen mag. Erst jetzt hat sich eine Gemeinde gebildet (vorher war es nur ein Jüngerkreis), die das Evangelium — aber das Evangelium von Christus — verkündigt, der als der Auferstandene, zur Rechten Gottes Erhöhte sein

[1]) E. v. Dobschütz, Der Apostel Paulus I. Seine weltgeschichtliche Bedeutung. (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1926. 64 S. 21 Tafeln. 5 M.) Band II soll die Geschichte des Paulusbildes in der Kunst bringen.

[2]) Freilich nicht ohne leise rationalistische Umbiegung. Der Schlangenbiß Apg. 28, nach Meinung des Erzählers ein wirkliches Wunder, rührt nach v. Dobschütz (s. S. 16) nur scheinbar von einer giftigen Schlange her.

[3]) Vgl. etwa die Ausführungen S. 26 ff. Ich darf vielleicht — gerade im Gegensatz zu v. Dobschütz — die Leser auf mein Buch „Das religiöse Leben des Apostels Paulus" (Leipzig 1923, Hinrichs) hinweisen, wo ich versucht habe, die Glaubenswirklichkeit des Apostels zu beschreiben und ihre Bedeutung für das Leben des Paulus zu schildern.

[4]) An der Geschichtlichkeit des messianischen Bewußtseins Jesu glaube ich festhalten zu müssen, ich habe sie seinerzeit (Zeitschr. f. ntl. Wiss. 1922, S. 299 ff.) gegen R. Bultmann verteidigt.

Reich aufrichten wird. Von diesem Zeitpunkt an kann man auch vom Glauben an Christus reden; denn für die neue Gemeinde ist es eine wesentliche Voraussetzung für die Teilnahme an dem messianischen Reich, daß man an Jesus als den Christus glaubt.

Man hat freilich im Kreise der Jünger die Überlieferung von Jesus, auch seine Worte geachtet; man hat, was der Gemeinde davon im Gedächtnis blieb, gesammelt und weitergegeben, ja man hat Jesu Worte als Norm für Leben und Handeln betrachtet. Aber man hat das nicht darum getan, weil man erkannte, „daß in dem Evangelium Jesu etwas Neues, der Menschheit Geltendes" gegeben sei; diese Erkenntnis hat weder Paulus noch irgendeiner der ersten Jünger besessen. Als Worte des Christus, an den man glaubte, waren die Worte Jesu für die Seinen Autorität und insofern Bestandteil des Evangeliums, aber als eine selbständige Größe hat das „Evangelium Jesu" nach seinem Tode nicht mehr existiert. Für Paulus, aber auch schon für die ersten Jünger ist „Evangelium" der Inhalt der Verkündigung von Christus gewesen, d. h. die Botschaft von Jesus als dem gekreuzigten, auferstandenen und wiederkommenden Messias; die Worte Jesu sind nach Ostern nur ein Teil — und nicht der wichtigste — der urchristlichen Verkündigung gewesen.

Schon daraus ergibt sich, daß die Betrachtungsweise v. Dobschütz' der geschichtlichen Wirklichkeit nicht entspricht. Weder hat Paulus das Evangelium Jesu der Heidenwelt bringen wollen, noch ist das, was diese aufgenommen hat, das Evangelium Jesu gewesen. Auch in der späteren Kirchengeschichte sind zwar einzelne Worte oder Geschichten von Jesus (man denke an die Bedeutung der großen Aussendungsrede Matth. 10, 1 ff. im Mönchtum), aber niemals das Evangelium Jesu als Ganzes wirksam gewesen. Als solches hat es erst in der liberalen protestantischen Theologie um die Wende des 19./20. Jahrhunderts Bedeutung gewonnen, und auch hier nur in einem kleinen Kreise von Theologen, die meinten, man könne das Evangelium Jesu gegen die kirchliche Lehre von Christus ausspielen. Dabei wird freilich dies Evangelium mehr als zulässig modernisiert (z. B. die eschatologische Seite seiner Verkündigung als „zeitgeschichtlich bedingt" beiseite geschoben). Es ist auch fraglich, ob die Geltung des Evangeliums Jesu vom Glauben an seine Person überhaupt losgelöst werden kann; für die alte Christenheit wäre eine solche Loslösung jedenfalls undenkbar gewesen und darum kann die Auffassung v. Dobschütz' nicht als richtig gelten.

Aber worin besteht die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels? Ist Paulus, wenn er nicht der Mittler des Evangeliums Jesu war, vielleicht der Schöpfer des christologischen Dogmas gewesen? Auch das ist von der Forschung ja oft behauptet worden, kann aber nicht aufrecht erhalten werden. Der Keim des christologischen Dogmas liegt, wie aus dem Vorhergehenden bereits deutlich geworden ist, im Messiasbewußtsein Jesu sowie im Auferstehungs- und Messiasglauben der ersten Jünger; denn mit diesem ist die Gewißheit von Jesu lebendiger Fortexistenz und seinem Kommen in himmlischer Herrlichkeit gegeben; kann es uns wundernehmen, wenn sich die kultische Verehrung Jesu, das Gebet zu ihm bald daran anschloß? Jedenfalls hat diese Entwicklung vor Paulus eingesetzt; wie weit auf dem Boden der palästinensischen, wie weit auf dem Boden der antiochenischen Gemeinde, ist eine offene, für uns bei dem Mangel an Quellen schwer beantwortbare Frage; wir haben jedenfalls — und das ist wichtig — keinerlei Anzeichen dafür, daß die Urgemeinde oder die ersten Jünger die Stellung des Apostels zu Christus als eine Neuerung oder gar als anstößig empfunden hätten; die Tendenz, möglichst Hohes von Jesus auszusagen, ihn möglichst nahe an Gott heranzurücken, wird auch bei ihnen vorhanden gewesen sein [5]).

[5]) Das hat seinerzeit Jülicher (Jesus und Paulus 1907) überzeugend gegen Wrede dargetan.

Als Schöpfer des christologischen Dogmas haben wir Paulus also nicht zu betrachten; es war, wenigstens in wesentlichen Bestandteilen, schon vor ihm vorhanden. Anders steht es dagegen mit seiner Rechtfertigungslehre, oder besser mit seinem Rechtfertigungsglauben. Hier stoßen wir auf ein neues Moment in der paulinischen Verkündigung, und zwar auf ein solches von weltgeschichtlicher Bedeutung. Denn die paulinische Rechtfertigungslehre entspricht nicht, wie v. Dobschütz es darstellt, der Reichsgottespredigt Jesu [6]), sondern ist eine Neuerung von epochemachender Bedeutung gewesen; Paulus bringt das ja auch selbst dadurch zum Ausdruck, daß er sich für sein Evangelium auf eine Offenbarung Christi selbst beruft (Gal. 1); die Offenbarung ist für ihn mit dem Abschluß der Geschichte Jesu nicht zu Ende. Was aber ist der Sinn des paulinischen Rechtfertigungsglaubens? Nun, eben das Eine, daß nur der Glaube an Christus (nicht an die womöglich unabhängig von Christo dargebotene Gnade Gottes) den Menschen rechtfertigt, daß also jeder Heide, sofern er nur an Christus glaubt, d. h. Christ wird, ein Gerechter ist, der auf die Teilnahme an den messianischen Gütern der Endzeit rechnen kann. Der Christ braucht also nicht das mosaische Gesetz mit seinen Geboten auf sich zu nehmen, denn Christus ist des Gesetzes Ende (Röm. 10, 4), und der Gott, der um Christi willen den Menschen rechtfertigt, ist nicht nur der Gott der Juden, sondern auch der Heiden (Röm. 3, 29 f.). Der Rechtfertigungsglaube des Paulus ist also nur ein anderer Ausdruck für den Gedanken, daß das Evangelium den Heiden gepredigt werden kann, ohne daß man von ihnen Beobachtung des Gesetzes verlangen muß; mit diesem Gesetz ist bei Paulus stets an das mosaische Gesetz gedacht. So verstanden, bereitet der Rechtfertigungsgedanke des Apostels [7]) keine Schwierigkeiten; diese entstehen nur, wenn man ihm einen fremden Sinn unterlegt, wozu die protestantische Exegese durch die Erinnerung an die ganz andersartigen Fragestellungen Luthers leicht verführt wird. Durch diese Wendung bekommt der Christusglaube des Apostels eine Antithese gegen das Gesetz; dieses ist nicht mehr der Heilsweg, nicht mehr die entscheidende Offenbarung Gottes — das war es für den Juden aller Schattierungen — sondern durch die Offenbarung der Gottesgerechtigkeit in Christi Kreuz und Auferstehung hinfällig geworden (Röm. 3, 21 ff.).

Damit hat der Apostel freilich eine Entwicklung angebahnt, die er selbst nicht ahnen konnte und die in ihrer Tragweite nicht überschätzt werden kann. Erst damit wird der Christusglaube vom Judentum losgelöst, und es ist Paulus gelungen, diese Loslösung im Gegensatz gegen das pharisäische Judenchristentum durchzusetzen, das, zwar christusgläubig, doch an dem Gesetz festhalten wollte. Es ist ihm gelungen, obwohl der Herrnbruder Jakobus sein entschiedener Gegner war und die anderen Apostel, z. B. Petrus, eine unsichere Haltung annahmen (Gal. 2). Wohl hat es auch schon vor Paulus heidenchristliche Missionare und Heidenchristengemeinden gegeben (Antiochien Apg. 11, 19 ff.); aber das grundsätzliche Recht der heidenchristlichen Mission hat Paulus durchgefochten; ob ohne ihn die heidenchristliche Mission sich trotz des Widerspruchs maßgebender Kreise der Urgemeinde durchgesetzt hätte, darf man, besonders angesichts des Verhaltens des Barnabas (Gal. 2, 13) wohl bezweifeln. Paulus aber hat durch sein energisches Auftreten das Recht seines gesetzesfreien Evangeliums durchgesetzt, seine Christusoffenbarung und sein erfolgreiches Missionswirken haben ihn auch der Je-

[6]) Für die modernisierende, die biblischen Gedanken umdeutende und zurechtbiegende Exegese v. Dobschütz' ist dieser Satz freilich charakteristisch; man muß da an seinem historischen Sinn zweifeln. Es gehört für ihn freilich zu einem rechten Interpreten, „daß er auch die unausgesprochenen Gedanken zur Geltung bringt" (S. 45). Besteht dieser Grundsatz zu Recht, so ist kein Historiker mehr berechtigt, gegen Karl Barths Exegese Widerspruch zu erheben.

[7]) Vgl. meinen Aufsatz „Der Rechtfertigungsglaube bei Paulus, Luther und Karl Barth" (CW 1925, Nr. 44/45).

rusalemer Gemeinde gegenüber legitimiert. Ohne ihn hätte es wohl keine gesetzesfreie Heidenkirche gegeben; diese hat ihm dafür gedankt, daß sie ihn in die Zahl ihrer Offenbarungsträger eingereiht und — als einzigen Apostel neben den Zwölf — dem Apostelkollegium beigesellt hat [8]). Durch sein gesetzesfreies Evangelium ist Paulus recht eigentlich der Gründer der frühkatholischen Kirche geworden.

Die Bedeutung dieser von Paulus angebahnten Entwicklung ist erst in der Folgezeit ganz deutlich geworden; dem auf dem Gesetzesstandpunkt verharrenden Judenchristentum ist nur eine kümmerliche Entwicklung beschieden gewesen, während das gesetzesfreie Christusevangelium den Siegeszug durch die Länder der Mittelmeers angetreten hat. Ohne die Wirksamkeit des Paulus wäre die Entstehung der frühkatholischen Kirche undenkbar, an die sich alle spätere Entwicklung des Christentums angeknüpft hat, das Christentum wäre eine jüdische Sekte geblieben, von der es fraglich ist, ob sie die Katastrophen der jüdischen Religion im Jahre 70 und 135 überdauert hätte; die Weltkirche, die das Erbe des römischen Reiches angetreten hat, steht im Wesentlichen auf den Schultern des Paulus. Aber damit ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels erst nach einer Seite hin gekennzeichnet. Paulus ist nicht nur der Apostel und Missionar, sondern auch der Schreiber der Briefe gewesen. Das hebt zwar v. Dobschütz auch hervor (S. 46), aber ohne diese Tatsache in ihrer Bedeutung ausreichend zu würdigen. In seinen Briefen redet auch heute noch Paulus zu uns, und nicht nur zu uns, sondern zu Millionen Menschen. Worauf beruht die Bedeutung, die diese Briefe erlangt haben? Gewiß, zu einem wesentlichen Teil auf ihrem Inhalt, auf der Kraft des Glaubens, der Innigkeit der Christusliebe, der Glut der Hoffnung. Aber das genügt nicht, um ihre weitreichende Wirkung zu erklären. Entscheidend ist vielmehr das Schicksal, das sie gehabt haben, indem sie als Briefe des von Christus gesandten Apostels in den Kanon aufgenommen worden sind. Dadurch sind sie für Millionen von Menschen bis auf den heutigen Tag kanonische Autorität, „Gottes Wort", inspirierte Schrift, mit mehr als menschlichem Ansehen bekleidet. Auf dieser kanonischen Einschätzung beruht ihre umfassende Wirkung, die sie bis auf den heutigen Tag besitzen, dadurch haben sie den Gang der Kirchengeschichte entscheidend beeinflußt, wenn auch die Gedanken des Paulus oft genug falsch oder halbrichtig verstanden worden sind. Auch die Reformation Luthers mit ihren weittragenden Folgen für die abendländische Kultur- und Geistesgeschichte wäre ohne die kanonische Geltung der Paulusbriefe niemals zustande gekommen. Auch nicht unsere modern protestantische Paulusforschung; denn es ist kein Zweifel, daß das Interesse, das die protestantische Theologie an den Paulusbriefen genommen hat, zunächst auf ihrer Stellung im Kanon und nicht auf ihrer Bedeutung als historische Urkunden beruht [9]).

Die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels ist somit scharf von dem zu trennen, was er selbst gewollt und beabsichtigt hat. Ihm selbst, der die Menschen für Christus gewinnen, auf die kommende Ewigkeit bereiten wollte, ist nicht zum Bewußtsein gekommen, daß sein Wirken von so weittragenden Folgen sein würde. Es wäre ihm, der 1. Kor. 1, 18—31 geschrieben hat, auch gleichgültig gewesen, daß man ihn zu den Großen der Weltgeschichte zählen würde. Er hat weniger sein wollen: ein Knecht Jesu Christi; aber auch mehr: ein Träger göttlicher Offenbarung, ein Apostel, ausgerüstet mit der Vollmacht seines himmlischen Herrn. Die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels kann darum nur als ungewollte Folge seines Tuns betrachtet werden. Sie ist nur dadurch möglich geworden, daß sich eine Schar von Menschen um ihn sammelte, die seine Christusbotschaft gläubig aufnahm. Erst war er Autorität für den kleinen Kreis seiner Gemeinden, dann für die entstehende Heidenkirche, und ist es heute für die weltweite Christenheit aller Richtungen, für Katholiken sowohl wie für Protestanten, so verschieden auch ihr Paulusbild im Einzelnen sein mag. Es ist die geschichtliche Entwicklung selbst, die ihn, mehr als er ahnen konnte, zu dieser Bedeutung emporgetragen hat. Die Wirkung führender Männer beruht ja nur zu einem Teil auf ihrem Werk, zum andern auf der Suggestion, die von ihnen ausgeht, und diese ist nicht allein ihr Verdienst, sondern Schicksalsfügung, das für den Unglauben blindes Fatum, für den Glauben die Führung des verborgenen Gottes ist.

Mit all dem ist die letzte Frage noch nicht beantwortet, vor die wir uns durch unser Thema gestellt sehen: Ist die weltgeschichtliche Bedeutung des Apostels der Welt zum Fluch oder zum Segen geworden? Die Beantwortung dieser Frage gehört nicht mehr zur Zuständigkeit rein historischer Betrachtungsweise. Sie ist von persönlicher Stellungnahme, von eigener Glaubensentscheidung abhängig, und je nach dieser verschieden beantwortet worden. Legt man, wie v .Dobschütz, aber auch Andere, wie Bousset, Wrede es tun, das Evangelium Jesu als Maßstab an Paulus an, so kommt man zu der bekannten Abfallstheorie, der zufolge z. B. Bousset den Prozeß der Orientalisierung (d. h. für ihn: der Verunreinigung) des Christentums bereits mit Paulus beginnen läßt. v. Dobschütz weicht zwar dieser Abfallstheorie aus, ist aber darin meines Erachtens weniger konsequent als Bousset. Doch eine solche Theorie ist an sich schon nicht mehr das Ergebnis historischer Untersuchung, sondern nur der Ausdruck einer wissenschaftlich verbrämten Ablehnung. Historisch betrachtet, ist es ja keineswegs selbstverständlich, daß das „Evangelium Jesu" der Maßstab ist, an dem das Lebenswerk des Apostels gemessen werden müßte. Die ersten Christen, nicht nur Paulus, sondern auch z. B. der Verfasser des Markusevangeliums, sind ganz anderer Meinung gewesen. Für sie hört die Offenbarung Christi mit Jesu Tode nicht auf, sondern fängt erst eigentlich damit an; die wahre Offenbarung Jesu ist die des erhöhten Herrn, der den Seinen nahe ist durch die geistgewirkte Predigt der Apostel, durch die Wunderwirkungen seines Geistes, der in der Kirche, dem Leibe Christi in den Sakramenten, in Taufe und Abendmahl seine Gegenwart kundtut. Machen wir uns diese altchristliche Perspektive zu eigen [10]), so verschiebt sich naturgemäß das gesamte Bild, und das Urteil übe Paulus wird ein anderes: Seine Predigt, sein Wirken erscheint dann als die vollere Entfaltung dessen, was mit der Erscheinung Jesu auf Erden, auch dem Evangelium des geschichtlichen Jesus, nur angebahnt ist. Denn der Inhalt des Evangeliums ist nicht die Lehre Jesu, sondern der ewige Christus selbst, wie ihn Paulus der Welt verkündigt hat.

Hamborn-Marxloh Wilhelm Mundle

[8]) Die ältere Zeit hat einen weiteren Apostelbegriff; später hat man den Apostteltitel auf die Zwölf und Paulus beschränkt. Konsequenterweise hätte man auch Paulus streichen müssen; daß man es nicht getan hat, ist ein Beweis für sein weltgeschichtliches Wirken.

[9]) Das ist wohl zu beachten, wenn man zu einem Buch wie Barths Römerbrief Stellung nimmt. Die Schätzung der Paulusbriefe als historischer Urkunden kann eine Bedeutung des Paulus für die Theologie nicht begründen. Die intensive Beschäftigung der Theologen mit diesen Dokumenten ist nur sinnvoll, sofern sie in irgendeiner Weise „Worte Gottes" sind.

[10]) Die Zeit dafür ist reif, nachdem der liberale Mythus vom „historischen Jesus" durch die wissenschaftliche Arbeit am Neuen Testament (man denke an die so verschiedenartig orientierte, aber darin einige Arbeit von Wrede, Wellhausen, Schweitzer) aufgelöst worden ist. Es bleibt uns nur der Verzicht auf Christus überhaupt oder eine Neuorientierung an Paulus übrig. Für das Nähere muß ich auf meinen Aufsatz „Der Christus des Glaubens und der historische Jesus" (Z. Th. K. 1921, Heft 3/4) verweisen, der, wie ich bemerken möchte, vor und unabhängig von K. Barth geschrieben ist.

Frühchristlicher Schmuck

Als erste Voraussetzung für die Beziehung zu frühchristlichen Schmuckkunstwerken könnte die Verwunderung über ihr Vorhandensein bezeichnet werden. Denn die Tatsache ihrer Existenz darf nicht gedankenlos hingenommen werden, und ihr Stil ist keineswegs erfaßt, sofern er nur im Zusammenhang mit dem betrachtet wird, was in der ganzen spätantiken Umwelt üblich war. Trotz aller Anlehnung und Verwandtschaft mit Vorhandenem und Gleichzeitigem darf nämlich nie vergessen werden, daß die Triebkraft, die die frühchristlichen Gebilde ins Leben rief, gerade aus der strikten Verneinung dessen stammt, was damals öffentlich in Geltung stand.

Die allgemeinste und auch von der römischen Zivilisation voll bejahte Bedeutung des Schmuckes ist egoistisch. Er dient dem Streben des menschlichen Einzelwesens, sich, d. h. seine äußere Erscheinung durch Hilfsmittel hervorzuheben, bzw. einen symbolischen Ausdruck zu bilden für materielles Besitztum, — sei es Reichtum oder Schönheit. Beim Tragen kostbarer Gegenstände am eigenen Körper rechnet man auf Steigerung des persönlichen Eindrucks Anderen gegenüber, letztlich dienen sie immer dem Willen zur Macht. Die Kirche des Mittelalters hat schon früh diese — kaum verhüllte — Bedeutung des Schmuckes gebrandmarkt und eindringliche Warnungen erhoben vor dem „Teufel", der sich dieser blinkenden Gegenstände mit besonderer Vorliebe bediene, um arglose Seelen zum Abfall von dem Wahrheitsweg zu bringen.

Nicht anders war die frühchristliche Bewertung des Körperschmucks, sofern er lediglich Prunkschmuck war. Schon damals galten „golddurchwebte Kleider, Tuche in Purpur oder Scharlach als Erfindungen des Teufels". An die Frauen besonders ergingen Warnungen der Bischöfe vor jeder Art von Schmuck. Halsketten, Fußketten und Ohrringe sind von den Dämonen aufgebracht, um sie zur Eitelkeit zu verführen. Schminken, modernes Frisieren und Haarfärben galt als unvereinbar mit dem Christusbekenntnis. (H. Achelis.)

*

Trotzdem beweisen die erhaltenen, meist in den Katakombengräbern gefundenen Gegenstände einen auffallend reichlichen Gebrauch von Schmuckgegenständen. Allerdings muß man beachten, daß es sich im wesentlichen nur um zwei Arten handelte: vor allem um Ringe, in zweiter Linie auch um Anhänger (Amulette). Bezeichnenderweise sind diese unter den obigen Verboten nicht mit einbegriffen. Halsketten, Spangen, Ohrgehänge u. ä. sind nur in verschwindender Zahl und scheinbar nur aus der Spätzeit des Gemeindechristentums erhalten. Das ziemlich auffallende Erscheinen von Prunkgewändern auf Orantenbildern in den unterirdischen Grabgemächern kann recht gut im Jenseitssinne ausgedeutet werden, so daß wir also, von Ausnahmen abgerechnet, tatsächlich und überwiegend nur mit den beiden genannten Gruppen von kunstvollen Gegenständen zu rechnen haben, die von den Ersten Christen am Körper getragen worden sind.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ihre Verwendung und Zulassung auf bestimmte Gründe zurückzuführen ist. Ja, die erstaunliche Sachlichkeit aller sonstigen frühchristlichen Gebilde läßt auch hier auf einen ganz konkreten Zweck und eine Sinnhaftigkeit schließen, die tief im Denken und Wesen jener Bekenner verwurzelt war. Der Zweck stellt sich bei näherer Betrachtung zwar nicht schon offen heraus, aber wir merken doch, daß er mit den Zeichen zu tun haben muß, die die Gegenstände über den reinen Material- und Bearbeitungswert hinaus bedeutsam machen. Es handelt sich um jene christlichen Zeichen, wie sie in zahlloser Menge an den Verschlußtafeln der Fachgräber in den Katakombengängen angetroffen werden. Ringe und Anhänger sind also Zeichenträger, sie wollen nicht als Prunk-, sondern ausschließlich als Bedeutungsschmuck erfaßt sein.

Nicht nur stimmt es zusammen mit der Weltanschauung des spätantiken Menschen, sondern auch aus den neutestamentlichen Schriften geht hervor, daß die Bedeutung dieser zeichentragenden Gegenstände eine magische gewesen sein muß. Das heißt, ihr Zweck war die Dämonenabwehr. Diese Welt wurde ja empfunden und erlebt als Tummelplatz von „Mächten", die, dem Abgrund entstammt, allem Irdischen den Stempel der Verwesung aufdrückten. Der Christusbekenner hingegen war erfaßt, durchwaltet von Leben, dem schlechthin sieghaften, unversieglichen Leben, das der Auferstehungstatsache und dem Auferstehungsglauben entsprang. Sein Erdenleben wurde Dienst und Aufgabe, er hatte Bahn zu brechen und Boden zu gewinnen dem in ihm wirkenden Christus-Leben.

*

Sinnliche, durch ihr stoffliches Vorhandensein wirksame Hilfsmittel in diesem sich in Stille vollziehenden Kampf waren nun aber die Gegenstände, die die Zeichen des Lebens enthielten. Wie vor dem mit dem Munde ausgesprochenen Christusnamen mußten die Dämonen auch vor den Zeichen zurückweichen, in denen die christliche Geistesmacht ihren abgekürzten, geheimnisvollen Ausdruck gefunden hatte. Ja, in dem Zeichen war diese Macht gewissermaßen konzentriert. Wer sie an seinem Leibe trug, beständig so vor Augen hatte und das Vorhandensein des zeichentragenden Gegenstandes fühlte, fand sich in seinem christlichen „Selbstbewußtsein" ermutigt und gestärkt. Denn die Christusmacht war nun auch gewissermaßen sinnlich tastbar Tag und Nacht bei ihm, und besonders den schwachen Charakteren mag das eine nicht zu unterschätzende Hilfe bedeutet haben.

Außer diesem Hauptzweck der Dämonenabwehr gab es weitere Zwecke, die sich allerdings auf die Ringe beschränkten. Dazu gehört in erster Linie die Verbreitung der christlichen Zeichen durch das Siegeln. Der Sinn des Siegelns mit den gravierten Ringen oder den in den Metallreif eingefügten Siegelsteinen war nicht allein der, daß die denkbar höchste Garantie für den Schriftinhalt geleistet wurde, sondern auch die Vergrößerung des christlichen Wirkungsbereichs. Denn auch im Abdruck mußte ja die Zeichenkraft noch weiterwirken!

Schließlich dienten die Ringe, da sie — im Gegensatz zu Amuletten — offen zur Schau getragen wurden, auch als Erkennungsmerkmale und als Ausdruck des Bekenntnisses zur Gemeinde des Christus. Im Berufsgetriebe der Weltstadt, auf Reisen usw. erkannten die Brüder einander an den Ringen auf den ersten Blick. Der, der sie trug, tat es aus innerem Bedürfnis und mit großer Freude. Denn das Licht konnte nicht für sich bleiben, es mußte auch Anderen leuchten. Auch auf noch Fernstehende konnte eine Wirkung von solchen Gegenständen ausgehen, — vielleicht war es möglich, daß der Betrachter über die lediglich ästhetische Freude hinweg zu einer tieferen Freude gelangte und ihm plötzlich die Augen aufgingen für das lebendige Wesen dieser Zeichen, für die Kraft, die in ihnen enthalten war. —

Eine beschränkte Zahl der ältesten christlichen Zeichen ist ziemlich allgemein bekannt, so vor allem das Christusmonogramm und der — freilich arg „verdeutschte" — Anker; beide sind noch heute im Gebrauch der Kirchen. Die christliche Beziehung im Palm- oder Lorbeerzweig, sowie im Seelenvogel noch lebendig zu empfinden, mag heute schon weit schwerer fallen. Das berühmte Akrostichon, das graphisch als Fisch erscheint, ist mehr als Kuriosität bekannt und dem Bewußtsein des Volkes längst entschwunden. Diese und andere Symbole bedeuten letzten Endes immer Leben oder, was dasselbe ist: Christus, das Prinzip des Lebens.

Die formale Verwendung sowie die Kombinationsmöglichkeiten dieser heiligen Zeichen sind äußerst mannigfacher

Art; strenge Vorschriften gab es nicht. Unmöglich, alle Spielarten aufzuzählen. Die Wahl der einzelnen Bild- oder Schriftzeichen hängt nicht allein mit der Vorliebe des Einzelnen für bestimmte zusammen, sondern auch vielfach mit dem Material. Über dieses, sowie die Form der zeichentragenden Schmuckgegenstände muß noch einiges mitgeteilt werden.

*

In den weitaus meisten Fällen ist natürlich Metall verwendet worden, da dieses die Erhaltung der Form am längsten garantierte und sich verhältnismäßig leicht bearbeiten ließ. Die Wahl der Metallart richtete sich nach dem Besitzstand des Bestellers, der bekanntlich in den meisten Fällen recht beschränkt war, denn die überwiegende Mehrheit der Katkombenchristen gehörte der arbeitenden Bevölkerung an. Es waren Leute, die sich Ringe und Amulette aus Kupfer, Eisen, Blei oder Bronze, höchstens aus Silber oder — in der Blütezeit der römischen Glasindustrie — aus Glas haben leisten können. Den Besitzenden hingegen blieb das Tragen goldener Schmuckstücke und gefaßter edler Steine vorbehalten.

Wohl die köstlichste, höchst vornehm wirkende Form des frühchristlichen Fingerreifs ist der Goldring mit dem zwischen geperlten Rändern umlaufenden Lorbeerkranz. Gewöhnlich aber wurde der meist nur schmale Ring vorn zu einer kleinen Platte verbreitert, die zur Eintiefung von Zeichen geeignet war. In der Regel wurde diese durch Halbedelsteine ersetzt, deren Bearbeitung dem Gemmenschneider zufiel.

Ungewöhnlich groß war hier die Sorgfalt der Arbeit, die Schärfe des Schnittes auf kleinster Fläche. Man hat den Eindruck, als ob die christlichen Zeichen in ihrem substanziellen Sein vor Augen treten sollten, als ob ihr äußerster Ausdruck hier erst erreicht sei. Freilich muß man sich schon sehr in diese beinah mikroskopische Kleinwelt einleben, um ihres eigentümlich bestimmten Lebens gewahr zu werden. Es ist, als hätte das, was auf den Inschrifttafeln durch das Ausmaß wirkt und die Lebendigkeit des handschriftlichen Duktus, hier, in engstem Rahmen, durch größte Sorgfalt und Klarheit der Formsprache ersetzt werden müssen. Nebenbei bemerkt, ist das symbolische Vokabular der christlichen Gemmen beträchtlich reichhaltiger, als das der Inschriftplatten.

Die Amulette, an Schnüren oder dünnen Ketten um den Hals gehängt, sind kleine Platten in eckiger oder gerundeter Form, aus Metall oder, wie erwähnt, aus Glas, ja auch aus Stein oder Ton. Auch auf ihnen sieht man Zeichen eingegraben, nur gelangen hier verhältnismäßig wenige zur Verwendung. Das Christusmonogramm findet sich fast durchgehends. Die meisten dieser Gegenstände zeigen ziemlich rohe Arbeit und beweisen damit ihre vorwiegend volkstümliche Bedeutung. Eine besonders schöne Form des Amuletts ist der Fisch, der sich aus der Fläche zu runder plastischer Gestalt herausgelöst hat. Ein herrliches Beispiel, in violett geflecktem Amethyst, besitzt das Kaiser Friedrich-Museum *).

*

Vielleicht wird diese knappe Übersicht der beiden Hauptgruppen frühester christlicher Schmuckgegenstände für manchen zum Anlaß, darüber nachzudenken, weshalb das Bedürfnis des christlichen Menschen nach solchen zeichentragenden Gegenständen schon seit langem eingeschlafen ist. Die Frage scheint sehr „romantisch" zu sein und deshalb einigermaßen verdächtig. Aber die Sache, um die es sich hier handelt, ist im höchsten Maße wesentlich, da sie eng zusammenhängt mit der Grundschicht christlichen Lebens. Faktum ist, wird die Frage heute wie in Zukunft ernst genommen werden müssen.

Potsdam Oskar Beyer

*) Weiteres über das Thema in meinem Buch „Die Katakombenwelt", Tübingen 1927.

Laienhafte Anmerkungen zu dem Thema „Wort Gottes und Bibel"

anläßlich der Tagung der Freunde der Christlichen Welt in Basel

Diese Bemerkungen möchten als unmaßgebliche Ergänzungen zu den vorzüglichen Thesen Dr. Liechtenhans und den mancherlei Anregungen angesehen werden, die in der Aussprache da und dort anklangen, aber nicht zur vollen Entfaltung kamen.

Jesus ist das Wort Gottes schlechthin, er stellt es dar in seinem Wesen und Sein (mit meinen Seinskategorien verträgt sich durchaus der völlig unanschauliche und nie psychologisch konstatierbare Charakter des Lebens aus Gott, das ich meine!); seine Botschaft ist nur Ausdruck dessen, was in ihm lebt — *λόγος σάρξ ἐγένετο.*) Als dieses lebendige Wort Gottes an die Menschheit ist er die Verkörperung des Reiches Gottes als einer erfahrbaren Wirklichkeit. „Wort Gottes" liegt gar nicht nur in der Sphäre des Bewußtseins als Aussage oder Botschaft (es ist natürlich auch dies), sondern es ist in erster Linie lebendige Wirksamkeit, Ausstrahlung wesenhaften Seins. Es ist Botschaft des Lebens und nicht der Lehre, es ist Botschaft als Geschehen und nicht als neue Auffassung. Jede rationale Fassung ist ja nur Hindeutung auf eine gemeinte Wirklichkeit, der intentionale Charakter religiöser Terminologie ist entscheidend. Der Begriff einer Sache ist noch nicht die Sache selbst; wo die gemeinte Sache nicht erfahren wird, ist der Begriff eine Vorstellung, die sich vor die Sache stellt und sie verdeckt. Wenn wir an Gott denken, sind wir noch lange nicht in Kontakt mit der Wirklichkeit Gottes. Die Gottesidee ist wesenlos — wir mögen ihr Prädikate geben, soviel wir wollen —, wo sie nicht hindeutender Ausdruck eines letzthin gänzlich irrationalen Eindrucks der unfaßlichen Realität Gottes selbst ist. „Religion" ist weithin wieder eine Sache der Auffassung geworden, der religiösen Weltanschauung, der bewußtseinsmäßigen Beschäftigung und Ausdeutung, der Begriffsspielerei. Es ist so, wie wenn ein Mensch ins Hochgebirge kommt und nun die Berge erlebt als etwas unerhört Neues und Gewaltiges; er lernt sie kennen in unmittelbarster Fühlung und gewinnt Eindrücke von ihrer konkreten, lebendigen Realität. Dann steigt er hinab zu den Menschen des Tieflandes und erzählt ihnen auf Grund vertrauter Sachkenntnis von dem Geschauten. Später werden diese Schilderungen aufgegriffen und weiterbearbeitet von Menschen, die nie ein Hochgebirge gesehen, die aber „Vorstellungen" darüber haben.

So kommen mir die Dogmatiken vor. Worte sind Zeichen und Wegweiser, man muß dort gewesen sein, um sie zu verstehen. So sagte Leibniz einmal: Ich treibe Dogmatik wie ein Mensch, der den Stadtplan von London studiert; das ist nur für den von Wert, der in London wohnt.

So möchte ich sagen: Der Hauptgrund für die Unwirksamkeit kirchlicher Verkündigung liegt darin, daß man wohl „Wort Gottes" verkündigt, aber nicht „darstellt"; man glaubt, es wirke als objektive Größe durch sich selber. Aber auch hier gilt: nur wo das Wort Fleisch wurde, ist Wirksamkeit des Wortes, nur wo die Fassung Ausdruck wesenhaften Gehaltes ist, da ist Verkündigung Bekenntnis und schöpferischer Akt. Menschen werden nicht durch Worte ergriffen, sondern durch lebendige Realitäten wesenhafter Art. So wie bei Jesus Verkündigung zugleich Wirksamkeit war, so ist es auch heute allein das Leben, das wieder Leben zündet. Da kommt es nicht auf geistreiche und wissende Menschen an, sondern allein auf ergriffene, gepackte, durchwaltete Menschen. Das Amt macht nicht den Prediger, sondern die Berufung. Man weiß wohl, daß „nur der Geist lebendig macht", und daß das Reich Gottes nicht in Worten steht, sondern in der Kraft",

*) Das Wort ward Fleisch. D H

aber das Wissen um die Schrift ist noch kein Leben in der Art der Schrift. Der Herren eigener Geist redet vom heiligen Geist, und ein zurechtgemachtes Leben der Frömmigkeit spricht von Wiedergeburt und Erlösung. Man sucht Gott in der Bibel und verliert darüber den lebendigen Gott der Gegenwart. Man will von der Vergangenheit her die Gegenwart erleuchten und von der Idee her die Realität erschließen. Das übliche Christentum ist im Grunde eine Sache des Intellekts geworden, gefühlsmäßig ausgefüllt und moralisch abgezweckt, ein Kultus des „Worts", ein „Wortglaube", eine neue Gesetzlichkeit, so sehr man sich der Gnade getröstet; die „geoffenbarte" Idee Gottes wirkt, aber nicht der lebendig gegenwärtige Gott des Augenblicks, der uns in allem naht, was uns begegnet und berührt. Auch die Rede von der „Entscheidung im Hier und Jetzt" und der „existentiellen Haltung" ist meist nur eine theologische These und eine Projektion des Dialektikers von bestimmten Voraussetzungen aus. Man weiß „von Gott her", daß man von Gott nichts wissen kann und beugt sich dem verbum alienum, weil Gott Gott ist! Man verketzert alle Mystik (was man so Mystik nennt) und treibt doch eine Mystik des „Wortes". Die Vorstellung und das „Wort" sind das große Surrogat der Religion geworden.

Die Intellektualisierung, Ästhetisierung und Moralisierung dessen, was Jesus brachte, ist heute nicht überwunden; auch das offizielle Christentum von heute ist „Verweltlichung" im eigentlichsten Sinn, ist Verhinderung des Reiches Gottes durch die Surrogatbildungen der „christlichen" Menschen, ist „Als-ob-Religion" feinster Art (natürlich fallen immer „Einzelne" aus diesem Rahmen heraus). Darüber hinweg täuschen keine gelehrten Werke, keine Theologien, keine Reformbestrebungen und Einigungsversuche. Trotz Frömmigkeit und theologischer Gelehrsamkeit lebt man doch persönlich in praktischer Gottlosigkeit. Wir leben nicht das Leben, das allein Leben ist, weil es Leben aus Gott, dem Lebendigen, ist. Man handelt wohl „im Sinne Jesu" und tut alles „mit Gottes Hilfe". Aber der Mensch macht alles, er ist Urheber seines Tuns und Unternehmens, er entscheidet nach „bestem Wissen und Gewissen". Wo ist da Herrschaft Gottes im Menschen, wenn der Mensch weiß, was „gut und böse" ist? Ist nicht unsere ganze „Geistigkeit" zumeist ein Naschen vom „Baum der Erkenntnis"? Wir leben doch entgegen der Wirklichkeit als ein vom Ganzen losgerissenes Stück, als eine selbstherrliche Welt, als eine Zelle, die sich als Kosmos gebärdet; man will erkennen, um zu herrschen, und wissen, um zu leben; die Welt wird uns gewohnt, das Geheimnis geht verloren; jedes Ding hat seinen Namen, jeder Vorgang seine Erklärung — die Welt wird ein Mechanismus des Alltags, ein wiederkäuendes Ungeheuer.

Der Kampf um „Idealismus und Christentum" geht doch schließlich zurück auf das Suchen nach „der richtigen Weltanschauung", denn „aus Gedanken leben wir"! Ideen gestalten das Leben, aber nicht der lebendige Wille Gottes jedes Augenblicks, der als Anspruch an uns ergeht in allen Begegnungen und Nöten, in allen Aufgaben und Ereignissen, in allen Schicksalen und Schwierigkeiten. Das ist „Wort Gottes" im umfassendsten Sinn, das ist „das jegliche Wort, das durch den Mund Gottes geht", davon wir leben sollen und können allein und ausschließlich. Es ist etwas Gegenwärtiges und nie Aussetzendes, gesprochen durch die Wirklichkeit dessen, was ist und geschieht, dahinter Gott steht als der Walter und Füger, als das Geheimnis und die Tiefe alles Seins. Das ist stets einmalig, konkret, unwiederholbar, individuellste Situation, persönlichste Angelegenheit, nie von irgendeiner Norm her zu erfüllen, nie durch irgendein „Wissen des Wortes" zu erleuchten; nur dem völligen Nichtswissen und Nichtskönnen, dem Verzweifelt- und Gestorbensein an sich selbst, dem restlosen, vertrauenden, alles erwartenden Hingegebensein an die Forderung des Augenblicks offenbart Gott, der Lebendige, das einzig Wahre und Erfüllende, die lösende und verwirklichende Tat, indem er durch den ursprünglichen, bis in die letzte Tiefe einschlagenden Eindruck uns ergreift und gebraucht und durch uns tut und spricht; dieses Organsein ist Reich Gottes. Dieses lebendige Verspüren der wirksamen Wirklichkeit Gottes in allem Geschehen ist Glaube.

Es sind dies objektive Lebensvorgänge höherer Art, in der „dritten seelischen Dimension", Hereinragen der metaphysischen Welt in diese irdische Endlichkeit. Wer hier von Psychologismus, Mystik und Vermenschlichung des Göttlichen redet, beweist damit nur, daß er wohl eine Theorie über das Göttliche, aber keine praktische Kenntnis auf Grund eigener Erfahrung dieser Tatsachen besitzt. Wir glauben nicht, wenn wir wissen, was Glaube ist. Der „christliche" Glaube ist gemeinhin ein Pseudoglaube; auch er ist Sicherung gegen das unaufhörlich anbrandende Geheimnis. Wie der Kultus die Nachfolge, so ersetzt die Erkenntnis das Glaubensvermögen selbst.

So steht es gewöhnlich auch mit dem sogenannten „Gewissen". Seine ursprünglichen Regungen der Reueempfindungen z. B. als zurechtrichtender Reaktionen Gottes im Menschen werden dämonisch verkehrt, sobald sie der Mensch von sich aus beruhigt durch die Gebote eigener Moral; es wird angefüllt mit den Niederschlägen gewordener Sitten, mit dem moralischen Schutt der Jahrhunderte; es wird Sklave eines Gesetzes und dient dem Eigenwerk des Menschen und der Verherrlichung seiner „Sittlichkeit". Auch es ist dann ein Produkt des Sündenfalls, eine Schutzmaßnahme gegen die Unsicherheit des Nichtwissens, eine Sicherung gegen die Bedrängung durch das Geheimnis; an Stelle lebendiger, immer neuer, unausdenkbarer Augenblicksoffenbarung tritt das Schema, die untrügliche Norm, das starre, einmal und für immer Offenbarte; man verzichtet auf eigene organische Lebendigkeit und wird zum Wechselbalg mechanischer Hantierung. Wir müssen auch von diesem „Gewissen" erlöst werden, wenn Gott, der Lebendige, uns ergreifen soll.

Würde „Nachfolge" das Zentrale unseres Lebens, würde auch „Wort Gottes" das Entscheidende und alles Gestaltende. Wir sind über die „Nachahmung" noch nicht hinausgekommen. Hat uns Jesus und seine Botschaft vom Kommen des Reiches Gottes und von der unbedingten Gnade Gottes ins Herz unserer Existenz getroffen und stehen wir als „Nachfolger" im Vernehmen des Wortes Gottes der Gegenwart, so ergibt sich ganz von selbst die rechte Stellung zu dem spezifischen Wort Gottes in der Bibel: der „Geist" offenbart es uns, wenn und wann und welches er will, im Zusammenhang mit dem Leben und aus ihm heraus.

Überlingen Maurus Kern

Dörries gegen Barth

Der ferne und der nahe Gott. Von Bernhard Dörries. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. 146 S. 4 M.

In Dörries wendet sich nicht sowohl der wissenschaftliche Theologe als der Prediger gegen die Barthsche Theologie, in ernster Sorge um die Wirkung, die sie auf Glauben und Leben der Gemeinde haben muß. Dabei ist aber gar nicht zu verkennen, daß zwischen Dörries und Barth eine weitgehende Gemeinschaft der Motive besteht. Auch Dörries ist nämlich davon überzeugt, daß der christliche Glaube immer „wider den Schein geht", und daß die Paradoxie der Glaubensaussagen nicht vergessen und verhüllt werden darf, soll nicht der Unterschied zwischen Glauben und Philosophie und der Gegensatz des Christentums gegen die Welt abgestumpft werden. Daß Barth diesen Widerspruch so stark hervorgehoben hat,

ist auch in Dörries' Augen sein Verdienst. Allein Dörries macht ihm zum Vorwurfe, — um es mit anderen Worten zu sagen, daß Barth den Glauben nicht als Überwindung des Augenscheins, sondern eher den Augenschein als Argument gegen den Glauben verkündige, so daß man wirklich in Zweifel geraten muß, ob er jene Paradoxie feststellt und ausmalt, um die Größe des Glaubens, der trotzdem glaubt, und, was dasselbe ist, die Größe der Offenbarung in Christus, der trotzdem Glauben zu wecken und zu erhalten mächtig ist, aufzudecken — oder ob er den Glauben ironisieren, als oberflächliche Idealisierung der Welt, als Selbstbetrug über die totale Unmöglichkeit eines glaubenden (vertrauenden) Verhaltens zu Mensch und Welt und — Gott (wenigstens einem Gott, der nicht der „ganz andre", absolut unanschauliche und ferne, zu Welt und Leben gegensätzliche wäre) geißeln, ja als feige Flucht vor der Einsicht in die völlige Gottlosigkeit der Welt, des geschichtlichen Lebens, der Menschenseele, und vor dem Bekenntnis der Wahrheit, daß Gott für uns, wie wir sind und nie anders werden können, überhaupt nicht da ist, zur Sünde stempeln will. Wohin aber soll das die Menschen führen, wenn nicht zur bloßen Skepsis oder zur Verzweiflung? Oder auch — und das scheint mir sehr naheliegend — zu einem spielerisch-ästhetischen Pessimismus, dahin, daß man sich mit der nachgewiesenen Gottlosigkeit der Wirklichkeit vielleicht gar nicht immer so ungerne abfindet und eigentlich ganz froh ist, daß „finitum infiniti non capax", d. h. daß Gott für den Menschen nicht da ist, daß es einen erkennbaren Willen Gottes nicht gibt, und daß der Stachel vom Eindrucke eines guten und frommen Menschen uns nicht zu bekümmern braucht, weil der Frömmste genau so gottlos ist, wie der Schurke.

Barths Theologie ist gewiß aus dem Eindruck hervorgegangen, daß in der Christenheit und in ihrer Lehre die Ehrfurcht vor Gott, das Gefühl der Distanz und der Unwürdigkeit nicht genug zum Ausdruck komme. Ich glaube, daß dies Gefühl bei der Wendung, die in der deutschen Theologie nach Ritschl eintrat, doch mehr Recht hat, als Dörries wohl annimmt. Aber ich fürchte, Barths Weg, dies Grundgefühl der Frömmigkeit wiederherzustellen, führt gerade noch weiter davon weg und muß schließlich die Menschen dahin bringen, das Göttliche als eine ganz unerkennbare und unfruchtbare Sache dahin gestellt sein zu lassen, — denn wie sollte nicht gleichgültig sein, wovon überhaupt keine Wirkung auf uns ausgeht? Das Dogma, daß das Endliche nicht fähig sei, das Unendliche zu fassen, hat bei Barth nicht nur den guten Sinn, daß der Mensch Gott nicht wider dessen Willen erkennen und ergreifen kann, sondern den, daß Gott nicht im Stande ist, sich dem Menschen fühlbar und im Irdischen anschaulich zu machen.

Dörries hat diese religiöse Gefahr der Theologie Barths außerordentlich eindringlich und, wie ich meine, überzeugend nachgewiesen. Barth sollte diesen Appell als eine Bitte verstehen, doch endlich einmal von dem Nein herzhaft zum Ja hinüberzutreten und nicht länger aus lauter Angst, Menschliches mit Göttlichem zu verwechseln, das Göttliche zu übersehen und zu leugnen. — Nur Eins zum Schluß:

Dörries hätte seinem Appell an Barths theologisches Gewissen nicht den Stein in den Weg rollen sollen, auch gegen Barths politische und wirtschaftliche Ansichten Widerspruch zu erheben, — wozu er allerdings durch die temperamentvolle Aussprache dieser Ansichten in Barths Schriften und durch dessen ganz unbekümmerte Vermischung von religiösem und politischem Pathos berechtigt war. Ich bin in der Sache auch hierbei mit Dörries so vollständig einverstanden, wie wohl nicht viele unter den Theologen der Christlichen Welt. Allein ich meine: wir müssen beides aufs Strengste auseinanderhalten. Barths Sozialismus, Schweizertum, Großstaatenhaß usw. — das sind seine Privatangelegenheiten (und wir sollen höchstens bitten, daß er uns damit in seinen theologischen Schriften verschonen wolle, was er, wenn ich recht sehe, auch bereits mehr und mehr getan hat); in seiner Theologie aber handelt es sich um die Kirche und um das Leben der Gemeinde. Wo dafür Gefahr gesehen wird, hat jeder Theologe Pflicht und Beruf, seine warnende Stimme zu erheben. Und Barth hat die Pflicht, sie zu hören.

Frankfurt a. M. Erich Foerster

Die „Theologie der Krisis" und der Weltkrieg

In der November-Nummer der „Theologischen Blätter" Sp. 315 f. wendet sich ein ungenannter Berichterstatter*) u. a. gegen die Meinung, die Otto Ritschl in der CW in seinen „Theologischen Briefen an Martin Rade" ausgesprochen hat: daß der Weltkrieg zu den großen Erfolgen der Schweizer Schule Karl Barths wesentlich beigetragen habe. „Deren Erfolge", so sagt Ritschl am Schluß seines 24. Briefs (Sp. 845 oben), „sind also in einer Weise zeitgeschichtlich bedingt, wie das wohl nicht bei vielen Vorstellungen des geistigen Interesses, die von Generation zu Generation einzutreten pflegen, in demselben Grade deutlich in die Erscheinung tritt". Der Berichterstatter der Theologischen Blätter bestreitet das als „einer, der theologisch Karl Barth nahesteht" und selbst am Weltkrieg mit schweren Erfahrungen teilgenommen hat. Er schließt mit den Worten: „Die aktive Teilnahme am Krieg wirkt sich ganz verschieden aus: manche sind durch ihre Kriegsteilnahme Militaristen, manche Pazifisten geworden. Solche verschiedene Haltung des ψυχικὸς ἄνθρωπος ist nicht geeignet, auch nur eine einzige theologische Erwägung zu konstituieren."

Diese Beobachtung gegensätzlicher Wirkung der Teilnahme am Kriege dürfte durchaus zutreffen; aber ihr begegnet man auch bei Ritschl, wie ein Vergleich des 23. mit dem 24. Briefe ohne Mühe zeigen wird**). Vielleicht hätte Ritschl das deutlicher betonen sollen. Ob aber solche gegensätzliche Wirkung nicht doch auch entgegengesetzter theologischer Einstellung zur Grundlage werden kann, scheint mir durchaus noch eine offene Frage zu bleiben.

Aber Ritschl hat nicht nur für die Empfänger der „Theologie der Krisis", sondern auch für ihren oder ihre Urheber solche zeitgeschichtliche Bedingtheit behauptet, eben kraft ihrer Nichtbeteiligung am Kriege, durch ihre Erfahrungen als neutrale Zuschauer, und daran rührt doch auch der Berichterstatter, indem er Ritschl's Satz anführt: „In der Tat ist vor allem Barth selbst seiner Herkunft nach Schweizer." Wie fein hier Ritschl gefühlt und beobachtet hat, das haben wir schlagend, geradezu aktenmäßig, bestätigt erhalten in einer früheren Nummer der „Theologischen Blätter", vom September dieses Jahres. Da berichtet (Sp. 251 ff.) Samuel Dieterle von St. Gallen über die „Auseinandersetzung zwischen Leonhard Ragaz und Eduard Thurneysen" auf dem Sozialen Kurs der Schweizerischen Predigergesellschaft: man darf ruhig voraussetzen, auf Grund stenographischer Nachschrift, so genau und lebendig wird uns der Wortlaut der Reden dargeboten. Ich gebe aus Thurneysens Äußerung den hierher gehörigen Abschnitt wörtlich wieder und sperre meinerseits die Sätze, auf die es vor allem ankommt:

„Und nun erzählte er [Thurneysen] ganz einfach, wie er mit seinem Freunde Barth zu der neuen Erkenntnis gekommen sei, die merkwürdigerweise so viel Aufsehens bewirkt habe. Sie beide hätten seinerzeit sich von ganzem Herzen an dem sozialen Kampf beteiligt, hätten da drüben (man sah vom Konferenzorte aus das Dorf Safenwil, in dessen Pfarrhaus die 1. und 2. Auflage des Römerbriefkommentars geschrieben worden ist) sozialistische Gewerkschaften gegründet und sich unumwunden auf die Seite der organisierten Arbeiterschaft gestellt. Für sie sei dann aber der Ausbruch des Krieges eine große Erschütterung geworden. Vor allem, daß die deutsche Sozialdemokratie die Kriegskredite so glatt bewilligt habe, sei ihnen unbegreiflich gewesen. Es habe ihnen Anlaß gegeben, sich immer mehr davon zu überzeugen, daß die Hilfen, die sich die verschiedenen Gruppen der Menschen auf die vorhandenen Nöte geben wollen, im entscheidenden Momente versagen. Dadurch wurden ihre Blicke in ganz besonderer Weise auf die Hilfe gelenkt, die aus dem Worte Gottes angeboten wird. Die gerade aus der Not der Zeit erwachsene Beschäftigung mit der Bibel führte zu immer wichtigeren Einsichten, die bisher vielfach übersehen wurden. Und so ist es gekommen, daß ihr Anliegen sich immer mehr darauf richtete, das Wort wohl zu verstehen, das Gott in die Not der Menschheit hineingegeben hat in Jesus Christus."

Ich verzichte auf den Versuch einer Ausdeutung der entscheidenden Sätze in der Mitte dieses Abschnitts: vielleicht kann man sie verschieden verstehn. Damit man aber mich ja nicht falsch ver-

*) Es ist der Herausgeber selbst. D H

**) Die Briefe erscheinen soeben im Sonderdruck. D H

stehe, betone ich ausdrücklich, daß, sollte man aus ihnen die Überzeugung von der Schuld Deutschlands, einschließlich seiner Sozialdemokratie, am Weltkriege herauslesen, ich daraus durchaus keinen Vorwurf für Karl Barth und Eduard Thurneysen ableiten würde, weil angesichts unserer elenden Diplomatie, des bösen Scheins, der durch unsere Kriegserklärung und den Einmarsch in Belgien auf Deutschland fiel, und die bewundernswürdige Ausnutzung dieses Scheins durch die feindlichen Mächte, es für den neutralen Ausländer damals kaum möglich war zu einer andern Überzeugung zu gelangen. Aber diesseits und jenseits jeder Auslegung steht durch die unmißverständliche Aussage der Beteiligten selber über jeden Zweifel fest, daß der Weltkrieg auf die Entstehung der „Theologie der Krisis" von geradezu entscheidendem Einfluß gewesen ist, daß also Ritschl mit der Behauptung ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit in vollem Rechte ist und ihr das sehr verständnisvoll abgefühlt hat, ehe die ausdrücklichen Beweise dafür vorlagen.

Marburg Karl Budde

Siehe, hier sind zwei Schwerter!

Eine Betrachtung zu Kleists „letztem Lied"

Augustins große und verhängnisvolle Zweistaatenlehre und des großen deutschen Augustiners Lehre von geistlich und weltlich Regiment und von beider Personalunion in einem rechten christlichen Fürsten — dazwischen liegt eine Weltenwende. Weltlich Regiment führt das Schwert in Gottes Auftrag und nicht zum Spaß, sondern in schwerem Ernst, aber wo es in den rechten Händen ist — und freilich sind Fürsten, die keine Tyrannen sind, „Wildpret im Himmel" —, die wissen auch, daß geistliche Sachen nur geistlich gerichtet werden, und vor allem „Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen", da heißt es, das Schwert des Geistes führen, das Wort Gottes, das durch die Seele geht, das die Gewissen überführt. Denn „über die Seele kann und will Gott niemand lassen regieren denn sich selbst alleine".

Treten wir so, Luther im Sinn, an Kleists Großen Kurfürsten heran, so bedarf es der geistreich gewagten Allegoristik Friedrich Braigs nicht, dem der Kurfürst zum Bilde Gottes selber wird mit Gedanken des Friedens und nicht des Leides von vornherein. Das Wenn und Aber, daß der Prinz von Homburg hingerichtet würde, wenn er sogleich auf der sittlichen Höhe des Kurfürsten stünde, daß er aber eben zu seinem Glücke zunächst noch weit davon entfernt ist, darf nicht irre machen an dem schweren Ernst und der furchtbaren Sachlichkeit, womit der Kurfürst hier das ihm anvertraute Schwert „mitleidvoll" einfach zu brauchen gedenkt. Da hört er zu seinem „äußersten Erstaunen" von Natalie, daß der Prinz alles eher als überzeugt von dem Rechte seiner Strafe ist. „Verwirrt" ist da der Kurfürst nicht etwa, weil er in seinem Standpunkt erschüttert würde, sondern weil er den Prinzen in einem schweren sittlichen Irrtum befangen sieht und fühlt, das „ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen". Da legt er das weltliche Schwert bei Seite und führt mit seinem Appell an das Gewissen des Prinzen das Schwert des Geistes, daß es dem durch Mark und Bein geht. Aber die ritterliche Ketzerei jenes „spitzfindigen Lehrbegriffs der Freiheit", von der er den Prinzen so bekehrt, hat ihm inzwischen seine Offiziere angesteckt und droht, vom alten Kottwitz verkündet, ihm selber das Gefühl zu verwirren. Um so weniger kann er auch hier mit Gewalt „sich gegen solcher Krieger Meinung setzen". Aber nun, wo er im Prinzen selber einen Zeugen der Wahrheit gewonnen hat, erscheint ihm über Vollstreckung und Kassation des Urteils ein lösendes Drittes, die Begnadigung, und er überläßt seinen Offizieren die Entscheidung: „Urteilt selbst, ihr Herren."

So sind hier gut lutherisch weltlich und geistlich Regiment in klassischer Personalunion verbunden zu einem höchsten Preußentum, das strengste Dienstlichkeit und duldsamste Menschlichkeit vereint, gleich weit entfernt von Militarismus und — von Schlamperei.

Berlin Karl Loewer

Schuld am Kriege oder an der Niederlage?

Es liegt gewiß schon seit einiger Zeit nicht mehr an irgendwelchen Hoffnungen auf Reparationsmilderung oder Friedensvertragsrevision, wenn außer bestimmten parteipolitisch interessierten Gruppen auch breiteste Schichten unseres Volkes die Diskussion der Kriegsschuldfrage mit ungebrochener Anteilnahme verfolgen. Sondern ein tiefes Infragegestelltsein zittert hier nach, und auch der, für welchen die Unschuldlüge genau so restlos erledigt ist wie die Alleinschuldlüge, braucht deswegen noch keineswegs zur Klarheit über den wirklichen Grund unseres Unglücks gekommen zu sein.

Sehr viele Friedensfreunde denken ja darüber noch heute in juristischen Kategorien und suchen irgendein fixierbares Verschulden Deutschlands, um die Niederlage als Vollstreckung eines gerechten Gottesurteils verstehen zu können. Und doch ist nichts verkehrter als strafrechtliche Gedankengänge auf politisches Gebiet zu übertragen, es sei denn: moralische Gedankengänge davon auszuschließen. Nur daß Moral keine so einfache Angelegenheit ist, wie die Friedrich Wilhelm Foerster es vorzugeben pflegen.

Wir glauben, daß Martin Luther über die Frage des Verhältnisses von Politik und Moral, mehr noch: von Politik und Christentum zueinander Endgültiges gesagt hat. Und wir wissen, daß wir lutherisches Gedankengut verwerten, wenn wir von Schelers hübscher Formulierung ausgehen: „Der Staat hat nicht, sondern ist sein Leben, und darum kann er es nicht opfern"; d. h. für den Staat ist Selbsterhaltung oberstes und unverbrüchliches Gebot (weil er nämlich nur als existent den Individuen den Dienst tun kann, um dessentwillen er besteht), und daraus folgt, daß jede zur Staatserhaltung notwendige Maßnahme auch gerechtfertigt ist. Der Krieg aller Staaten gegen alle wird nicht durch „selbstlose Liebe" irgendeines unter ihnen, sondern wenn überhaupt, nur durch ihr endliches Verschmolzenwerden zu einem Weltstaate ein Ende nehmen. Und darum war beispielsweise das Verhalten der kaiserlichen Regierung gegenüber den Haager Friedenskonferenzen ganz unvergleichlich viel belastender als irgendwelche noch so wehrhafte Selbstschutzmaßregel.

Ist dies einmal anerkannt, so muß man der verhängnisvollsten unserer Kriegsmaßnahmen, dem Einbruch in Belgien, klaren Blickes nachforschen, um darüber schlüssig zu werden, ob und inwiefern auch hier, wo wir am schärfsten angegriffen werden, ein Schuld Deutschlands vorliegt. Ein neuerschienenes Werk „Psychologische Strategie des großen Krieges" aus der Feder des Kriminalpolitikers Hans von Hentig (Heidelberg 1927, Carl Winter) scheint uns diese Frage und mit ihr die der Gesamtkriegsschuld in ein neues, vielmehr, in ein klareres Licht zu rücken, und darum neben dem Werke des Philosophen Scheler über „Die Ursachen des Deutschenhasses" und der gigantischen Tragödie des Satirikers Karl Kraus „Die letzten Tage der Menschheit" als Werk eines Militärpolitikers den dritten vollkommen selbständigen Aspekt dieses selben Gegenstandes zu geben: der deutschen Niederlage im Weltkriege.

Hentig erörtert zunächst die deutschen Kriegspläne, dann ihre Durchführung. Er geht davon aus, daß es Strategie als isoliertes Schachspiel mit berechenbaren psychophysischen Energien (Laskers „Machologie") nicht gibt und niemals gegeben hat. Insbesondere, daß, wie schon Clausewitz gewußt hat, der Feldherr immer und überall dem Politiker untergeordnet sein muß, da er nur dessen Werk mit anderen Mitteln weiterzuführen, nicht aber eigene Ziele zu verfolgen hat. Hentig ist der Ansicht, daß es richtig gewesen wäre, nach den ursprünglichen Plänen des Siegers der Einheitskriege, den Zweifrontenkrieg, wenn er überhaupt in Kauf genommen, d. h. als diplomatisch unabwendbar betrachtet werden mußte, in der Defensive

gegen Frankreich, aber offensiv gegen Rußland zu führen. Nicht nur aus militärtechnischen Gründen, sondern wesentlich auch um der Welt zu demonstrieren, daß man im Westen der Angegriffene sei, im Osten aber „Kreuzritter der Zivilisation". Damit würde der Einmarsch in Belgien überflüssig geworden sein, eventuell wäre sein Odium sogar auf Frankreich gefallen, ohne daß dieses wesentliche strategische Vorteile eingetauscht hätte.

Ob dies alles fachlich richtig ist, bleibe hier völlig dahingestellt; entscheidend ist, daß ein Miltärschriftsteller diese Behauptung einleuchtend aufstellen und sie mit Moltkeschen Entwürfen stützen kann. Gab es nämlich solche Entwürfe, so war es Pflicht der politischen Leitung des Deutschen Reiches, sich davon Kenntnis zu beschaffen und die Militärs darauf hinzuweisen, welch ungeheurer Nachteil auf politischem Gebiete gegen etwaige militärische Vorteile einer Abänderung dieser Entwürfe zu Gunsten des Belgiendurchmarsches eingetauscht werde. (Wie hat einst Bismarck den wahrlich größeren Militärs seiner Zeit auf die Finger gesehen!)

Es scheint uns nach allem, was von Hentig schreibt, als hätte nüchterne Überlegung aller Faktoren mit Sicherheit den Verzicht auf den Marsch durch Belgien herbeigeführt. Es scheint uns, daß in jedem Falle das glatte Kapitulieren Bethmann Hollwegs vor der „militärischen Notwendigkeit" dieses Durchmarsches ein entscheidender Fehler gewesen ist; aber wir würden uns um den ganzen Sinn dieser Auseinandersetzung betrügen, wenn wir nicht auch die Möglichkeit erwägen würden, daß tatsächlich in einem Kriege auf Leben und Tod eine militärische Notwendigkeit von schlechthin unabweisbarem Charakter zur Verletzung eines Vertrages zwingen würde. In diesem Falle, den freventlich vorzutäuschen die schlimmste hier mögliche Verschuldung ist, gäbe es allerdings keinen anderen Ausweg als den jener Bethmannschen Reichstagsrede, es sei denn, daß sogar irgendwelche positiven Rechtfertigungen juristischer Natur für den Vertragsbruch angeführt werden könnten. Das ändert nichts daran, daß wir den tatsächlichen Einmarsch in Belgien heute bedauern und verurteilen, und daß wir in ihm den Prototyp jener Kriegführungsmaßnahmen sehen, die uns Schritt für Schritt in die Niederlage hineingeritten haben. Hentigs Buch, das man mit atemraubender Spannung liest, führt durch dieses ganze Fegefeuer mit rein militärisch-politischer Argumentation, völlig frei von irgendwelchem Moralismus — und gerade dadurch wird es zum vernichtenden Urteil gewiß nicht über die Bosheit, wohl aber über die Verblendung ganz Deutschlands. Hier werden keine Schuldigen gesucht und keine Verräter angeklagt; aber allerdings wird die unermüdliche Ausdauer des deutschen Feldsoldaten gepriesen und das sture Draufgängertum der höheren Führung getadelt. Von den verschiedenen Phasen der Kampfhandlung erhält nur eine uneingeschränktes Lob: der Rückzug auf die Siegfriedstellung, der an zwei Stellen als wahrhaft geniale Leistung gerühmt wird; den in seiner Anlage ebenfalls ausgezeichneten Ostangriff von 1915 hält Hentig für verspätet — damit hätte nach seiner Ansicht der Krieg begonnen werden müssen.

Die rücksichtslose Ehrlichkeit bei völligem Verzicht auf außersachliche Pathetik ist es, was dieses nach Inhalt und Form überaus sorgfältig gearbeitete Buch zu einer so erfreulichen Erscheinung macht. Hier wird gezeigt, wie man in Deutschland verlernt hatte, mit seelischen Mächten zu rechnen, wie alle Tüchtigkeit nichts hilft, wo Klarsichtigkeit von Nöten wäre; wer will, kann aus diesem Buch das furchtbarste Verdammungsurteil über die Hybris des kaiserlichen Deutschland gewinnen; wer aber den Blick in den Abgrund scheut, dem bietet sich immer noch eine rationale und einleuchtende Begründung unsers Mißgeschickes. Sie noch einmal zusammenzufassen, diene das „Orakel" von Karl Kraus:

Sag an,
wer wird in diesen Kriegen
unterliegen?
„Der tapfere Mann."
Der kann nur siegen!
„Wohlan!
Weil er nur siegen kann."

Hentigs Buch aber verdient, daß der Wunsch seines Verfassers in Erfüllung geht und „ein paar hundert anständige Menschen es lesen und bei aller Kritik fühlen, daß es auch im geistigen Leben Frontoffiziere gibt; nur daß es im Felde leichter war, tapfer zu sein, weil wir es gemeinsam waren".

Berlin Karl Thieme

Sind wir gegen ein Konkordat und warum?

Die zahlreichen, in verschiedenen Lagern und auf verschiedenen Höhenlagen und Maßgeblichkeitsstufen der Evangelischen Kirche lautgewordenen Kundgebungen gegen ein Konkordat lassen doch die Frage offen: Sind wir gegen ein Konkordat?

Es ist kein Geheimnis, daß manche Freunde geordneter kirchlicher Rechtsverhältnisse und vor allem manche Vorkämpfer eines kirchlich-konfessionellen Schulwesens den Lärm gegen die Konkordate nur mit halbem Herzen gehen lassen und sich darauf einrichten, dann doch die anteiligen Folgerungen aus dem Konkordat für die evangelische Kirche hinzunehmen. Wer bloß kirchlich eingestellt ist, hat keinen Grund, gegen ein Konkordat zu zetern und zu zürnen. Schließlich ist „Konkordat" nur auf katholisch ausgedrückt, was dann bei uns, im Schatten oder im Kielwasser der Katholischen Kirche zu Stande kommend, ein Staatsvertrag oder so ähnlich hieße.

Unser protestantischer Protest gegen das Konkordatswesen hat nur dann Sinn, wenn wir uns dazu bekennen, daß uns lutherische Christen unser vaterländischer Staat bis in unsere kirchlich-religiösen Interessen hinein aufs tiefste angeht.

Es ist mit dem Begriff des Staates unvereinbar, daß er mit einer auswärtigen Macht (als welche sich der römische Papst hat) verhandelt und sich Gesetze geben läßt über Dinge, die zwischen ihm und seinen Bürgern spielen. Wir würden ein Gesetz nicht ablehnen, das einen Vertrag etwa mit einem Bischof oder Bischofskollegium zum Gegenstand hätte. Aber wir lehnen ein „Konkordat" ab, weil das eine Bindung unsers Staates über deutsche Innenangelegenheiten gegenüber dem Oberbischof in Italien ist, und vollends, weil die Berücksichtigung des kanonischen Rechts eine Störung der deutschen Rechtseinheit darstellt.

Recht und Stärke unsers evangelischen Widerspruchs gegen ein Konkordat bestimmt sich also nach der Art und dem Grade unsers frommen Staatsgefühls. Und insofern ist das Protestieren gegen Konkordate eine natürliche Äußerung des Protestantismus, als es zum Wesen der praktischen Haltung des evangelischen Glaubens gehört, daß er zu seinem Staate steht. Nicht aus kurzatmiger Schmiegsamkeit gegen Tatsachen und Gewalten, sondern aus den Tiefen der Dogmatik und Ethik kommt diese Bejahung und Schätzung des Staates als der natürlichen und also gottgegebenen Ebene des sittlich-religiösen Handelns. Der Staat eine Gabe und Aufgabe Gottes an die Menschen. Und zur Erfüllung des Staates gehört es, daß er in seinen Angelegenheiten souverän ist. Jede Einschränkung der Souveränität oder Spaltung seines Rechts ist eine Minderung seines Wesens, die er nur notgedrungen dulden, nie selber wollen darf.

Leider ist es nun sehr zweifelhaft, ob alle evangelischen Zeitgenossen diese fromme Hochschätzung des Staates gelten lassen. Bei vielen unter uns ist es kirchlicher Brauch und theologische Sitte geworden, die Kluft zwischen Staat und Kirche so breit wie möglich zu nennen. Man erklärt,

jetzt endlich, da die evangelische Kirche vom Staate frei sei, beginne für sie „das Jahrhundert der Kirche", bisher habe keine evangelische Kirche bestanden usw.

Der lachende Zuschauer bei solcher Lösung der lutherischen Kirche von ihrer geschichtlich-natürlichen Grundlage, nämlich dem Staatsleben, ist niemand anders als Rom. Dieses weiß, daß auf deutschem Boden ein staatsfreies Kirchebauenwollen entweder ins katholische Lager oder ins Nichts führt (letzteres auf dem Umweg über unendliche Spaltungen). Darum schürt Rom alle Fortschritte im Abstand vom Staatlichen. Seine Bildungspioniere suchen uns die Freude an unserm bisherigen Landeskirchenwesen zu vergällen. Man lobt als besonders tief fromm und altgläubig alle die Unsrigen, die recht entrüstet in den unleugbaren Mißgriffen früherer Zeiten wühlen und überhaupt so laut wie möglich auf alles Staatskirchentum und dergleichen schelten.

Man sieht daraus, daß die katholischen Vorkämpfer viel besser die Wurzel unserer kirchlichen äußeren Daseinsweise kennen als viele unserer eigenen Leute. Nicht nur die Vergangenheit, sondern auch die Gegenwart und Zukunft des deutschen Protestantismus als „Volkskirche" (um dies Zwitterwort doch einmal zu brauchen) hängt davon ab, daß wir von uns aus den Anschluß an den Staat unverbrüchlich halten.

Von katholischer Seite brandmarkt man jetzt den „Politischen Protestantismus in Deutschland". Richtig! Unser Protestantismus muß in demselben Maße „politisch" sein, wie der Katholizismus „politisch" ist. Nur ist es eben leider eine entgegengesetzte Politik. Die politische Lebensform des Katholiken ist die überstaatliche Weltkirche, die ihrerseits Hof hält und Diplomatie treibt. (Unsere katholischen Wanderredner und Journalisten drücken sich nur anders aus. Sie behaupten, „großdeutsch" zu denken, und loben sich das Heilige Römische Reich Deutscher Nation.)

Die politische Lebensform des Luthertums ist der Staat.

Damit ist die tiefe (wenngleich zukunftsvolle) Kluft gezeigt, um die es sich handelt, und die nur deshalb vielen nicht so deutlich ist, weil es einerseits liberale Katholiken, anderseits katholisierende Evangelische gibt.

Von unserm Staatsgefühl aus ergibt sich uns nun die besondere Pflicht, gerade im Zusammenhang der Konkordatssorgen besonders auf unser vaterländisches Schulwesen zu achten. In der Tat haben ja auch die bekanntesten Politiker der Deutschen Volkspartei, mögen sie sonst ein Konkordat angesichts des nun einmal tatsächlich internationalen Römertums für unvermeidlich erachten, doch den Vorbehalt gemacht, daß die Schule nicht Gegenstand des Konkordats sein dürfe. Es kann sich Niemand verbergen, daß diese Linie sehr schwer zu halten sein wird. Jedenfalls ergibt sich aber für den staatsbewußten Protestanten die Pflicht, im eignen Staatsinnern die bekenntnispolitischen Ansprüche zu zügeln und (abgesehen vom wohlverstandenen Heil der eigenen Kirche) auch aus Liebe zum vaterländischen Staatsvolk diesem nach Möglichkeit alle inneren Zersetzungsgefahren fernzuhalten.

Vom Staatsgedanken aus dürfen wir auch einem merkwürdigen Argument *für* Ablehnung der Konkordate nähertreten, das im „Mutigen Christentum" laut wurde, jenem Zaleckschen Blatt aus Wetter an der Ruhr, welches, wie kaum ein anderes „kirchliches" Blatt, die Kirchendinge aus dem Gesichtswinkel der Sozialen Frage sehen lehren will. Dort schreibt *Hermann Schafft*: er sei gegen ein Konkordat, weil er nicht wolle, daß durch ein Konkordat und durch den entsprechenden Staatsvertrag mit unsern Landeskirchen die finanziellen Staatsleistungen für die Kirche auf lange festgelegt würden, in seinen Augen habe nur diejenige Kirche Recht auf Leben, die dieses aus ihrer lebendigen, freien, tragenden Opferkraft nehme. — Dieser Standpunkt scheint unüberbietbar in seiner Idealität. Und ist doch mörderisch. In solcher wegwerfenden Behandlung der Staatsgemeinde geht beides verloren: der Staat (innerlich) und die Kirche (äußerlich). Nichts leichter als gegen den Staat abrücken und so bei den diversen staatsfeindlichen Massen auf Achtung warten. Viel schwerer ist es, den Sinn der evangelischen Kirche auf dem durch die Geschichte gezeichneten Wege zu suchen, nämlich die Stiftung der Una Sancta (denn es gibt im Grunde nur *eine* Kirche!) zu verwalten im Auf und Ab der Tat- und Leidens- und *Schuld*gemeinschaft der vaterländischen Staatsgemeinde!

Item, wer einigt sich mit auf folgende

Zwei Sätze zur Konkordatsfrage:

1. Ob ein Konkordat zwischen dem deutschen Staat und der römischen Kirche abgeschlossen werden soll oder nicht, kann uns Evangelische nur insoweit bewegen, als uns der Staatsgedanke ein Stück praktische evangelische Lehre ist. Sofern wir dies bejahen, empfinden wir Verhandlungen des deutschen Staats mit einer auswärtigen Macht über innerdeutsche Dinge als eine Beschränkung der Souveränität und die Berücksichtigung kanonischer Ansprüche als einen Bruch der deutschen Rechtseinheit.

2. Insoweit der Anspruch der überstaatlichen römischen Kirche in den Auswirkungen seiner Tatsächlichkeit zu Störungen des deutschen Kulturlebens führt, können wir ihn nur begrüßen, weil auf diese Weise auf dem Gebiete einer frommen und freien deutschen Kultur und Staatsentwicklung am ehesten eine für die Fortführung der Reformation günstige Bewegung der Geister entstehen kann.

Thekla bei Leipzig *Hans Müller-Röcknitz*

Zum Reichsschulgesetz

1

Knittermeyers „Laienvotum zum Reichsschulgesetz" in Nr. 18 der CW enthält dieselbe Warnung an die evangelische Kirche, die ich in einem Artikel der Frankfurter Zeitung *) ausgesprochen habe. Aber „wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit". Die evangelische Kirche läßt sich dies Reichsschulgesetz, läßt sich die evangelische Schule vom Zentrum schenken und sieht nicht, daß dies die beginnende Auflösung ihrer Organisation sein muß, weil zwangsmäßig alle Kreise, die sich dieser konfessionellen Herrschaft und Bestimmtheit der Erziehung nicht beugen wollen, damit der weltlichen Schule zugetrieben werden, die nun als antikirchliche Schule in Erscheinung treten wird.

2

Eines ist aber in Knittermeyers Votum, was nicht unwidersprochen bleiben kann. Immer wieder erscheint die Sozialdemokratie als die eigentliche Schöpferin der Situation, die doch für uns alle durch das Zusammenarbeiten der Deutschnationalen mit dem Zentrum geschaffen ist. Knittermeyer scheint dabei den Schulgrundsatz der Reichsverfassung zu meinen. Aber erstens bedeutet der nicht die Aufgabe der Gemeinschaftsschule, sondern sollte das grundsätzliche Festhalten daran dem Zentrum erträglich machen. Um dem Zentrum einen Weg zu bahnen, auch hier zuzustimmen, schuf man die Möglichkeit durch Elternwillen die konfessionelle Schule zu fordern und setzte dann natürlich neben die konfessionelle Schule die bekenntnisfreie Schule, die denen möglich sein mußte, die ihre Kinder in konfessionelle Schulen nicht schicken können. Das entspricht nicht im Entferntesten dem, was nach sozialdemokratischem Programm und Grundsatz die weltliche Schule sein sollte und soll. Sie ist hier immer gedacht als die von jedem Einfluß kirchlicher Kreise freie Schule des Staates, und sie ist deshalb immer auch als Gemeinschafts- und Einheitsschule gedacht. Die Reichsverfassung bedeutet einen Verzicht der Sozialdemokratie auf einen

*) Erstes Morgenblatt vom 18. 9. Nr. 694. D H

wesentlichen Programmpunkt zu Gunsten der Konsolidierung der Republik. Wenn nun heute das Zentrum hinüberschwenkt zu denen, die ihm mehr bieten als es von der Sozialdemokratie erlangen konnte, so bedeutet das einen jener Vertrauensbrüche, die Deutschlands politische Moral belasten und ein Zusammenarbeiten unserer Parteien so außerordentlich erschweren. Wenn die Sozialdemokratie außerdem gewußt hätte, welche Diskreditierung ihres Programmpunktes es bewirken würde, daß die weltliche Schule als eine negativ-konfessionelle Schule ins Leben getreten ist, so würde ihr dies Kompromiß noch schwerer gefallen sein. Unter beiden Gesichtspunkten aber ist es durchaus unrecht, nun der Sozialdemokratie das als Schuld aufzuladen, was sie zur Konsolidierung der Republik tat und was heute durch das Verhalten von Zentrum und Deutschnationalen so verhängnisvoll wird.

3

... und evangelischer Kirche. Man sollte doch auch nicht vergessen, daß dies Schulgesetz unmöglich wäre, wenn die Kreise, die im Evangelischen Bunde so eifrig Worte machen gegen Rom, sich nicht von Roms Gnaden gern einen Einfluß auf die Schule schenken ließen, den wahrhaft evangelischer Geist zurückweisen müßte. Er bedeutet doch einen Machteinfluß da, wo die Zustimmung des freien Gewissens den moralischen Einfluß der Kirche nicht mehr trägt. Die Kirche sollte doch endlich einmal den Mut haben, klar ins Auge zu fassen, was ein Jahrhundert zwangsweiser Religionsunterricht in der Staatsschule am religiösen Leben verwüstet hat, und diese Wege verlassen. Sie sollte auch endlich erkennen, daß es eine sehr bedenkliche Sache ist, diese Staatsschule der Vorkriegszeit und den von ihr erteilten Unterricht in der staatlich approbierten Weltanschauung „christliche" Schule und „christlichen" Religionsunterricht zu nennen. Dort herrschte doch nur immer jener Kompromiß von Christentum und Gesellschaftsmoral und Gesellschaftsnutzen, der eine verhängnisvolle Verdunkelung der Unbedingtheit der Botschaft Jesu war. Weiten Kreisen erschien und erscheint dieser Religionsunterricht als ein Unterricht zur Entradikalisierung des Christentums, durch die man es der heutigen Gesellschaft ungefährlich und erträglich macht. Und wenn man sich diese „christliche" Schule von politischen Interessen erhalten oder neu schenken läßt, so wird das Ergebnis nur sein, daß die Kirche, die den Rechtskreisen als eine bessere Hüterin ihrer gesellschaftlichen Auffassung und wirtschaftlich-politischen Interessen zu sein scheint als der Staat, unheilbar diskrediert wird. Die katholische Kirche erhält die katholische, den Bischöfen unterstellte Schule, die evangelische Kirche wird zur Hüterin der traditionell-autoritativen militaristischen Schule ernannt und scheint — wenn man das Verhalten ihrer Führer, Kirchenregimenter, Pfarrer ansieht, gewillt, mit Freuden diese Rolle zu übernehmen, die ihr die Gefolgschaft und Unterstützung der in dieser Gesinnung lebenden Kreise sichert — solange diese Gesinnung in Deutschland noch möglich ist — wie lange aber wird das sein?

4

Die Kirchen der Länder mit Simultanschule nehmen scheinbar eine andere Stellung ein. Über die Thüringer Verhältnisse hat die CW einen Artikel von Burbach gebracht. Ich erkenne an, daß vieles hier besser liegt als in Preußen. Man schaut etwas weiter. Aber das Entscheidende wird auch hier verfehlt. Auch hier will man die „christliche" Grundlage der Schule erhalten. Nennt also auch das, was wir hatten und haben, mit dem Namen des Christlichen, will also auch eine Schule, die für das Gewissen aller der Eltern, die in der Kirche und ihren Behörden keine Hüterin ihres religiösen Lebens sehen können, eine Bedrückung darstellt, will die Staatsschule als Weg zur Jugend und Erziehung, den aus eigener Kraft zu finden und sich zu bahnen, man längst verzichtet hat. Man weiß auch hier nicht, welch ein Ohnmachtszeugnis man sich damit ausstellt, und fühlt auch hier nicht, daß eine Partei, deren ganze Existenz von der Erziehung zu freier, selbständiger Gewissenhaftigkeit abhängt wie die Sozialdemokratie, gegen eine Schule kämpfen muß, die das Wesentlichste des Menschen, die religiöse Entscheidung, zu einer offiziell vom Staate geförderten Sache macht oder als solche erhält. Eine Schule, in der das so ist, muß ihrem ganzen Wesen nach die Schule der Einordnung, der Hineinerziehung ins Traditionell-Gewohnte sein, also die Schule als Hindernis des Kommenden und Erstrebten. Ja, die „evangelische" Schule als Schule der traditionellen Gewöhnung und kampflosen innern Behaglichkeit, die weltliche Schule als die Schule dessen, was kommt, was geahnt wird, was als Kommendes die Menschen zum Opfer, zur Arbeit, zur Sehnsucht über sich hinaus spornt — und diese weltliche Schule als kirchenfeindliche Schule, das wird in zwanzig oder dreißig Jahren das deutliche Ergebnis des Schulgesetzes sein, an dem die Machthaber unserer Kirche entscheidenden Anteil haben. Es wird dies Resultat kommen, ob wir nun die konfessionelle oder die Simultanschule auf christlicher Grundlage bekommen. Es kann dies Resultat nur vermieden werden, wenn die evangelische Kirche jeden Machteinfluß auf die Schule ablehnt und sich in einer Schule des freien Gewissens der Konkurrenz jeder ihr entgegenarbeitenden Haltung stellt, allein getragen vom Vertrauen auf die innere Macht ihres Glaubens, der sich durchsetzen muß, wo er frei, ungestützt durch Fremdes sich entfaltet. Ich muß sagen, daß ich jene Christen nicht verstehe, die so ängstlich um das Christsein ihrer Kinder bangen, wenn diese in Schulen gehen sollen, die nicht denselben angstvollen Christengeist atmen, wie ihre christlichen Häuser. Können das Menschen werden, die einmal in der Welt christlichen Geist durchsetzen, wenn sie aus dem Hause der Eltern so wenig wirkliche Kraft mit sich bringen? Ja, es ist ein Armutszeugnis unsers Christentums, daß es nicht wagt, nicht die Kraft hat, die Schule zu schaffen, die jeder Gewissenshaltung ihr Recht läßt, in der festen Überzeugung, daß wahrhaft christliche Überzeugung die stärkere sein wird und muß, wenn sie sich auf sich selbst stellt und nicht mehr auf den Krücken des Staates geht. Seid Christen, und Eure Kinder werden Christen werden und die andern mit ihnen.

Seid Christen, die sich fürchten, und Ihr werdet trotz der evangelischen Schule, gerade durch die evangelische Schule das schaffen, was ihr bisher geschaffen habt, ein Volk, das mit samt seinen Christen dem Mammon dient und nicht Christus *).

Eisenach Emil Fuchs

Arbeitsgemeinschaft von Pfarrern und Lehrern in Kassel

1 Was wir wollen

Es ist selbstverständlich, daß eine Arbeitsgemeinschaft evangelischer Pfarrer und Lehrer nur Schulen wollen kann, in denen der evangelische Geist Heimatrecht hat. Dieser Wille findet natürlich in der Tatsache seine Grenzen, daß es neben den evangelischen auch andere Volks-

*) Hierzu ein Beispiel. Ich sprach vor Kurzem einen Mann vornehmer Familie, der jammernd erklärte, kein christliches Haus könne seine Kinder einer Schule anvertrauen, deren christlicher Geist nicht verbürgt sei. Kurz darauf hörte ich, daß sein Junge, der noch die Prima besucht, bei einer Eisenbahnfahrt einen altern Herrn „gefordert" hatte. Werden Kinder, die solche Möglichkeiten aus dem Geiste ihrer sich christlich dünkenden Umgebung mitbringen, in einer „christlichen" Schule mehr Halt finden als in einer andern? Andere „christliche" Familien dieser Art geben den Mammonsgeist, den Geist der Standesvorurteile usw. mit — und alle jammern sie um christliche Schule gegen die gottlose Welt. Wahrhaft christliche Familien haben das nicht nötig und werden wie in der Welt, so auch in der Schule ihre Kraft zeigen. Es ist böses Gewissen unserer Kirchen und unserer Christen, daß sie so nach der konfessionellen Schule schreien.

genossen gibt. Darum ist neben der christlichen Gemeinschaftsschule auch der konfessionellen und der Weltanschauungsschule volle Entwicklungsmöglichkeit zu geben, wie im Reichsschulgesetzentwurf vorgesehen. Die Arbeitsgemeinschaft ist sich dessen aber auch bewußt, daß das Gesetz weder den evangelischen Geist schafft, noch ihn sichert, und jeder Glaube, daß durch gesetzliche Bestimmungen die evangelische Schule gesichert werden könnte, ist Aberglaube und widerspricht dem Neuen Testament, das ausdrücklich von der Ohnmacht des Gesetzes redet. Die in lebendigen evangelischen Gemeinden zusammengeschlossenen Familien und Lehrer und Pfarrer können allein die Sicherung schaffen.

Unter diesen allgemeinen Gesichtspunkten ist Folgendes zu beachten:

1. Auf das stärkste ist zu beklagen, daß gemäß Art. 146 der Reichsverfassung nur ein Reichsschulgesetz möglich ist, das sich lediglich auf die Volksschulen bezieht. Mit allem Nachdruck muß zur Verwirklichung der oben ausgesprochenen Grundsätze gefordert werden, daß Raum dafür geschaffen wird, daß auch eine entsprechende Regelung wo irgend möglich für die höheren Schulen erfolgt. Gerade die Bestimmung des Reichsschulgesetzentwurfes in Abschnitt 1 § 4 Nr. 3, daß in den Bekenntnisschulen die dem Bekenntnis eigenen religiösen Übungen und Gebräuche zu pflegen und die dem Bekenntnis eigenen Feiern und Gedenktage zu berücksichtigen sind, gibt dem Verdacht, vor dem eine evangelische Kirche sich hüten muß, volle Begründung, daß „dem Volke" die Religion zu erhalten sei. Darum fordern wir die Aufbaumöglichkeit des Volksschulgesetzes (denn das ist zunächst leider nur der sogenannte Reichsschulgesetzentwurf) zur Geltung auch für die mittleren und höheren Schulen, so daß in ihnen gleichfalls der christliche Erziehungsschulcharakter gewahrt bleibt.

2. Das Erste, was gefordert werden muß, sind leistungsfähige Schulen, denn nur in ihnen wird auch einen vollwertigen Religionsunterricht zu erteilen möglich sein. „Ihren Charakter empfangen die Schulen aus den örtlichen Verhältnissen, aus der Zusammensetzung der Bevölkerung, durch die Natur der Dinge, nicht durch ein künstliches Schema." (Erich Foerster.) Die Schule wird unter voller Wahrung von Artikel 149 Abs. 2 der Verfassung von selbst durch die im Schulbesuchsbezirk wohnenden Schüler in ihrem Chacakter bestimmt.

3. Wenn es rechtlich oder tatsächlich unmöglich ist, eine christliche Gemeinschaftsschule zu erreichen, so muß eine geschlossene evangelische Front für die evangelische Schule sich einsetzen.

2. Richtlinien zur Schulfrage

1. Die Volksschule im Regierungsbezirk Kassel war bisher, abgesehen von den Schulen der Stadt Hanau, rechtlich auf Grund von § 33 ff. des VUG vom Jahre 1906 Bekenntnisschule in dem Sinne, daß evangelische Kinder durch evangelische Lehrer und katholische Kinder durch katholische Lehrer unterrichtet wurden. Ein weiteres Merkmal war nicht gegeben; im Gegenteil war ausdrücklich der Charakter als „öffentliche Volksschule" (§ 34 VUG) festgelegt, in der keinem Kinde die Aufnahme wegen des Religionsbekenntnisses, also auch nicht wegen Nicht-Teilnahme am Religionsunterricht versagt werden konnte.

2. Wenn auch die rechtliche Grundlage bis heute keine Änderung erfahren hat, so hat sich jedoch infolge der wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung der Bevölkerung und der damit verbundenen Vermengung der Bekenntnis- und Weltanschauungsgruppen in Wirklichkeit die evangelische Volksschule innerlich zur christlichen Gemeinschaftsschule gewandelt, besonders in Städten, Industrieorten und den umliegenden Dörfern. In der heutigen Volksschule wird der Religionsunterricht gemäß den Grundsätzen des evangelischen (bzw. katholischen) Bekenntnisses erteilt. Die übrigen Unterrichtsgebiete werden im wesentlichen durch das betreffende Sachgebiet und die ihm gemäße Methode bestimmt.

3. Die Bestimmungen des vorliegenden Reichsschulgesetzentwurfes über die Bekenntnisschule ändern den Charakter der Schule von Grund auf und führen zu völliger geistiger Isolierung, die mit dem evangelischen Gedanken unvereinbar ist.

4. Dieser neue, enge Konfessionalismus wird gerade ernste evangelische Lehrer in einen Grundsatz zu ihrer Kirche drängen, der für die evangelische Sache nur Schaden bedeuten kann.

Dieser starre Konfessionalismus muß aber auch mit Naturnotwendigkeit dazu führen, daß die Gründung von weltlichen und Weltanschauungsschulen immer stärker in die Erscheinung tritt und geradezu zur Parteisache wird. Zahlreiche Schüler, auch solche, die heute noch am Religionsunterricht teilnehmen, werden in jene Schulen abwandern.

Dadurch wird die soziale Kluft aufs Neue in unserem Volke aufgerissen und vertieft werden, und so beraubt sich die evangelische Kirche selbst einer sehr wichtigen Missionsaufgabe.

5. Zahlreiche Pfarrer und Lehrer treten deshalb mit Nachdruck für die die Gegensätze überbrückende Gemeinschafts- (Simultan-) Schule ein, die ihre Erziehungs- und Unterrichtsaufgabe auf religiös sittlicher Grundlage erfüllt und die aus dem Christentum erwachsenen Werte der deutschen Volkskultur in Unterricht und Erziehung lebendig macht.

Damit wird aufs beste auch für das lebendige evangelische Bekenntnis Vorarbeit geleistet.

6. Durch das gemeinsame Eintreten für diese Gemeinschaftsschule kann auch die so wünschenswerte Einheit zwischen Lehrerschaft und Kirche geschaffen werden.

Nur durch die Schaffung der Gemeinschaftsschule wird auch ein dauernder Kampf um die Schulformen verhindert, ein Kampf, der sonst in erster Linie auf dem Boden der evangelischen Kirche ausgetragen werden würde und damit zu einer dauernden Belastung der Arbeit in und an der Kirche führen muß.

Kassel J. A. Karl Bachmann

Die kirchliche Arbeit der Theologin

Die Tatsache, daß von der im April 1927 tagenden Generalsynode ein Kirchengesetz betreffend Vorbildung und Anstellung der Vikarinnen angenommen ist, hat in weiten Kreisen — kirchlichen wie nichtkirchlichen — reges Interesse erweckt und zum Teil zu lebhaften Diskussionen geführt. Auf der einen Seite war man erfreut, daß wenigstens ein Anfang gemacht ist, der Frau ihren Platz in der kirchlichen Arbeit einzuräumen. Auf der anderen Seite war die Entrüstung groß, teils über das, was durch das Gesetz bereits gesichert ist, nämlich die Mitarbeit der theologisch gebildeten Frau in der Kirche überhaupt, sei es in welcher Form es auch wolle, teils — und hier war die Entrüstung vielleicht noch größer — weil man fürchtet, das Gesetz sei nur der Anfang einer Entwicklung, deren Ergebnis das volle weibliche Pfarramt sein werde. Dabei zeigen sich zum Teil recht phantastische Vorstellungen von dem „Amt" in der Kirche einerseits und von der Arbeit der Frau anderseits.

Es ist wichtig, grundsätzlich festzustellen: die Frage der Arbeit der theologisch gebildeten Frau in der Kirche kann nicht von Vorurteilen her (mulier taceat in ecclesia *) entschieden werden. Denn es gibt in der Evangelischen Kirche kein Priesteramt, das nur von eigens dazu geweihten Priestern versehen werden könnte. Der Beruf des Pfarrers ist ein Beruf wie alle anderen auch, qualifiziert wird der Pfarrer einzig durch die Arbeit, die er tut, wie jeder andere einen Beruf ausübende Mensch auch. Allein von der Arbeit aus, die in der Kirche zu tun ist, können sich die Notwendigkeit des Wirkens der Frau in der Kirche und die eventuellen Grenzen dieses Wirkens ergeben. Und wie sehr die Sache als solche nach der Mitarbeit der Frau verlangt, wird auf die Dauer keinem Einsichtigen verborgen bleiben.

1

Der Stand der Arbeitsmöglichkeiten der Theologinnen in den einzelnen Landeskirchen ist verschieden und zum Teil noch recht ungeklärt.

In Baden ist die Theologin zum ersten und zweiten kirchlichen Examen zugelassen. Zwischen beiden Examina liegt ein einjähriger Besuch des Predigerseminars in Heidelberg. Die Kirche übernimmt zwar keinerlei Verpflichtungen für die Theologinnen, ist aber bereit, ihnen als

*) 1. Cor. 14, 34.

D. H.

Beamten sowohl in Gemeinden wie in der Landeskirche Lebensstellungen zu schaffen. Hauptsächlich werden die Theologinnen an höheren Schulen und an Berufsschulen zur Erteilung des kirchlichen Religionsunterrichts verwandt.

In Thüringen hat der erweiterte Landeskirchenrat „vorläufige Richtlinien für Ausbildung, Prüfung und Verwendung der Theologinnen in der thüringischen evangelischen Kirche" herausgegeben (24. September 1926). In Bezug auf Studium und Aufnahmeprüfung (pro licentia concionandi) gelten die Bestimmungen der theologischen Prüfungsordnung. Nach der Aufnahmeprüfung findet eine zweijährige Ausbildung statt unter Leitung und Aufsicht des Landeskirchenrates. Sie besteht:

1. im ersten Jahr
   a) in Ausbildungslehrgängen beim Landeskirchenrat (Einführung in den Verwaltungsdienst und in die theologisch-wissenschaftliche und kirchlich-praktische Arbeit),
   b) in einem Ausbildungslehrgang in einer theologisch-sozialen Frauenschule zur Einführung in das ganze Gebiet der sozialen Fürsorgetätigkeit.
2. im zweiten Jahr in einjährigem Lehrvikariat.

Nach der zweijährigen Vorbereitungszeit ist die Ablegung der Anstellungsprüfung (pro ministerio) zulässig. Die Gegenstände der Anstellungsprüfung unterscheiden sich von denen bei den männlichen Theologen. Statt Kenntnis der Grundzüge der Sozialwissenschaften wird Kenntnis der sozialen Fürsorge verlangt. Die Hauptgrundzüge der Kirchenverwaltung werden geprüft, nicht aber die des Kirchenrechtes. Katechetik, Liturgik und Homiletik sind unter Praktischer Theologie zusammengefaßt. In der schriftlichen Prüfung wird die Ausarbeitung einer Andacht oder Bibelstunde gefordert statt einer Predigt. Ebenso hat die Theologin an Stelle der geforderten öffentlichen Predigt eine öffentliche Andacht zu halten. Wer die Anstellungsprüfung bestanden hat, wird „Pfarrhelferin". Während der praktischen Ausbildungszeit ist die Dienstbezeichnung „Pfarrgehilfin". Die Pfarrhelferin wird durch eine besondere Ordination in ihren Dienst eingeführt. Für diesen Dienst in der Gemeinde sind folgende Gesichtspunkte maßgebend: der Wirkungskreis der Pfarrhelferin ist auf Grund einer vom Kirchenvorstand aufzustellenden Dienstordnung selbständig zu gestalten in Verantwortung gegenüber dem Kirchenvorstand. Er soll umfassen: kirchliche Wortverkündigung in Andachts- und Bibelstunden sowie im Kindergottesdienst, kirchliche Lehrtätigkeit nach Vereinbarung mit dem zuständigen Pfarramt, seelsorgerische Tätigkeit in der Gemeinde, in der Frauenstation der Krankenhäuser und Gefangenenanstalten, sowie die Pflege und Fürsorge für die Frauen und die weibliche Jugend.

In Preußen ist die Regelung der Theologinnenfrage gleichsam in zwei Stufen vor sich gegangen.

In der Kirchenverfassung der Evangelischen Kirche altpreußischer Union wird in einem Abschnitt über „Kirchengemeindebeamte" in Artikel 55, 56 und 59 und Entschließung III zu Artikel 59 Folgendes bestimmt: Theologisch gebildete Frauen können von Gemeinden nach Bedürfnis als Beamte im Haupt- oder Nebenamt oder im Vertragsverhältnis angestellt werden. Wenn es nicht möglich ist, in einer Gemeinde genügend pfarramtliche Kräfte anzustellen, können die in Artikel 59 aufgeführten Gemeindebeamten (Gemeindediakonen, Diakonissen u. A.) unter verantwortlicher Leitung des Pfarrers mit pfarramtlichen Geschäften betraut werden. In der Entschließung III zu Artikel 59 wird die Schaffung von Berufsvereinigungen vorgesehen, die an der Vorberatung der betreffenden Kirchengesetze zu beteiligen sind.

In der April dieses Jahres tagenden Generalsynode der Evangelischen Kirche altpreußischer Union wurde endlich auch, wie schon anfangs erwähnt, ein Gesetz betreffend Vorbildung und Anstellung der Vikarinnen angenommen. Die wissenschaftliche Ausbildung und Prüfung ist dieselbe wie bei den männlichen Theologen (es ist sehr erfreulich, daß sich dies durchgesetzt hat, denn es bestand stark die Neigung, der Frau das Studium zu „erleichtern"). Erst in der zweijährigen praktischen Vorbereitungszeit weicht jetzt die Vorbildung der Theologin von der des Theologen ab. Sie wird zunächst vom Konsistorium einem Gemeindepfarrer zur Einführung in die Gemeindearbeit übergeben. Dann hat sie sich an einer Anstalt christlicher Liebestätigkeit, an einer pädagogischen Anstalt und in der Wohlfahrtspflege theoretisch weiterzubilden und praktisch zu betätigen. Nach dieser Ausbildung wird sie zur praktischen Prüfung zugelassen. Hat sie diese bestanden, so ist sie als „Vikarin" befugt:

1. Zur Wortverkündigung im Kindergottesdienst, ferner vor allem für Frauen und Mädchen in Bibelstunden, Bibelbesprechstunden und Andachten.
2. Zur kirchlichen Lehrtätigkeit (Kindergottesdienst, kirchlichem Unterricht, Unterricht an Berufsschulen).
3. Zur Seelsorgetätigkeit in der Gemeinde, insbesondere an der weiblichen Jugend, in Mädchenheimen, in den Frauenabteilungen der Krankenhäuser und Gefangenenanstalten und in Altersheimen.

Der größte Mangel, den das Gesetz meiner Meinung nach hat und der sich mit der Zeit sicher als untragbar herausstellen wird, ist der, daß der Frau die Austeilung des Sakraments verwehrt ist. Die Sakramentsaustеilung gehört zur Seelsorge in Krankenhäusern und Gefängnissen unbedingt dazu. Warum soll die Vikarin, wenn sie z. B. in einem Krankenhaus eine Frau längere Zeit hindurch seelsorgerlich beraten hat, in dem Augenblick, wo diese das Abendmahl wünscht, einen fremden Pfarrer holen? Man könnte einwenden, die Wirkung des Sakraments muß unabhängig von der Person des Trägers sein. Es darf also, um in unserem Beispiel zu bleiben, der Frau gar nicht darauf ankommen, wer ihr das Abendmahl reicht. Der Einwurf würde aber tatsächlich nur für diesen einzelnen Fall berechtigt sein, wenn er eben die objektive Wirkung des Sakraments gegen Subjektivismus und persönliche Beziehung zum Sakramentsträger schützen will. Prinzipiell dagegen trifft er die, die ihn erheben. Wenn die Wirkung des Sakraments unabhängig von der Person des Trägers ist, so ist also nicht notwendig, daß der Träger immer ein Pfarrer ist. Der dazu Berufene ist der, der zur Wortverkündigung berufen ist, also in diesem Fall die Vikarin.

Auch als Ganzes wird das Vikarinnen-Gesetz der zu Anfang aufgestellten Forderung, daß nur von der Arbeit in der Kirche, von der Not der Kirche „in diesem Augenblick" aus, die Grenzen und Möglichkeiten der Mitarbeit der Frau in der Kirche gesetzt werden können, nicht gerecht. In der Begründung zum Entwurf des Vikarinnen-Gesetzes heißt es ausdrücklich, daß ein Vikarinnenamt, nicht ein geistliches Amt zu schaffen war, um allen Kollisionen und Kompetenzstreitigkeiten vorzubeugen, „um der Ordnung in der Kirche willen". Dagegen ist zu sagen: es kann in der Kirche nur ein geistliches Amt geben, nämlich das der Wortverkündigung. Wenn also ein irgendwie verkürztes Vikarinnenamt geschaffen werden sollte, so ist klar, daß nicht die Sache als solche, nämlich die Arbeit in der Kirche, maßgebend war, sondern andere Gesichtspunkte, die dann unter dem nicht näher definierten Ausdruck „Ordnung in der Kirche" zusammengefaßt wurden.

2

Die vorhin erwähnten Artikel der Kirchenverfassung ließen es notwendig erscheinen, daß die Theologinnen sich zusammenfänden, um wenn möglich an der Vorberatung eines Gesetzentwurfes beteiligt zu sein. Man mußte auf der einen Seite feststellen, was die Theologinnen, die be-

reits nach Ablegung des ersten und zweiten Examens in der praktischen Arbeit standen, für Arbeitsgebiete hatten, und auf der andern Seite, welches die Wünsche, Ziele und Pläne der noch in der Ausbildung befindlichen waren. Auf Grund dieser Lage kam es im März 1925, nachdem vorher von den Marburger Theologinnen Rundschreiben mit der Aufforderung zum Zusammenschluß an alle Frauen, die an deutschen Universitäten Theologie studierten oder bereits Examen gemacht hatten, verschickt worden waren, zur Konstituierung des Verbandes Evangelischer Theologinnen Deutschlands. Vorort wurde bis auf weiteres Marburg. Auf der ersten Tagung des Verbandes, im Oktober 1925, war das wichtigste Ergebnis die Aufstellung der Richtlinien des Verbandes, die ein eigenes verantwortliches Arbeitsgebiet für die Theologin forderten, das sich sowohl von dem eines vollamtlichen Gemeindepfarrers (Gemeindeleitung) als auch von dem einer Sozialbeamtin unterschiede und das speziell eine weibliche Arbeitskraft erfordere. Als besondere Arbeitsgebiete neben der eigentlichen Gemeindearbeit erschienen Seelsorge an Frauenabteilungen der Krankenhäuser und Gefängnisse einschließlich der damit verbundenen Wortverkündigung in Predigt und Sakrament, die seelsorgerliche Leitung in Mädchenheimen, kirchlicher Religionsunterricht und Führung der weiblichen Jugend als Jugendpfarrerin.

Diese Richtlinien hat der Verband bis jetzt beibehalten, obwohl von vornherein eine Minderheit der Verbandsmitglieder sich mit ihnen nicht einverstanden erklären konnte. Diese Minderheit ging von dem Gedanken aus, daß man die Arbeitsgebiete, die eine weibliche Arbeitskraft erfordern, nicht von vornherein festlegen und die Gemeindeleitung als nicht zu diesem Arbeitsgebiet gehörig auf alle Fälle ausschließen könne. Man müsse hier der Entwicklung ihren Lauf lassen und dürfe sich einer Forderung, die unter Umständen um der Sache willen an einen herantreten könne, nicht entziehen mit der Begründung, das sei keine Frauenarbeit. Die Mehrzahl der Verbandsmitglieder steht aber, wie gesagt, heute noch auf dem Boden der Richtlinien.

3

Endlich dürfte es noch von Interesse sein, Einiges von der Arbeit derjenigen zu hören, die bereits im Beruf stehen. Die Hauptarbeitsgebiete der in der Gemeinde tätigen Theologinnen sind etwa folgende: Bibelstunden, Konfirmandinnenunterricht, Leitung des Kindergottesdienstes, Jugendpflege, d. h. Leitung von Jungmädchen- oder Konfirmandinnen-Bünden, Seelsorge an weiblichen Abteilungen der Krankenhäuser, an Stiften für alte Frauen und Ähnliches. Hier, so scheint mir, muß sich noch Manches mit der Zeit klarer herausbilden und gestalten. Im einzelnen Fall ist die Arbeitsmöglichkeit der Theologin, was ja zum Teil verständlich ist, noch sehr abhängig von der Einstellung der jeweiligen Pfarrer und Gemeinden.

Ein sehr wichtiges Arbeitsgebiet, besonders im Westen, ist der Religionsunterricht der Mädchen in den Berufsschulen. Diese Berufsschularbeit ist ein ganz neues Gebiet der Kirche, auf das man zum Teil große Hoffnungen setzt, weil man glaubt, dort an Menschen heranzukommen, die sonst unerreichbar sind. Es gibt, soviel ich weiß, schon vier Theologinnen, deren ganze Tätigkeit sich auf dieses Gebiet erstreckt. Vorläufig hat gerade diese Arbeit noch viele technische Schwierigkeiten. Einmal hat eine Theologin u. U. bis zu 34 halbe Wochenstunden, d. h. also 34 verschiedene Klassen. Sie hat dadurch eine ungeheure Menge von Schülerinnen, und es ergibt sich kaum die Möglichkeit, sich mit einzelnen abzugeben. Besonders da die Zeit, eine halbe Stunde in der Woche, viel zu kurz ist. Dann ist der Religionsunterricht weder ordentliches Lehrfach noch obligatorisch. Er liegt deshalb meist am Rande des sonstigen Unterrichts, so daß die Kinder entweder deswegen eine halbe Stunde eher kommen müssen, was für viele, wenn sie weit wohnen, immerhin ein Opfer ist, oder eine halbe Stunde länger bleiben, wenn sie nach manchmal 8 bis 9 Stunden schon reichlich müde sind. Auf der andern Seite ist aber eben das Schöne an der Arbeit das, daß trotz allem Kinder kommen, die dann doch zum Teil aus wirklichem Interesse da sind.

Sehr befriedigt von ihrer Arbeit sind die Theologinnen, die an weiblichen Abteilungen von Gefängnissen und Zuchthäusern angestellt sind. Sie sind in diesen Anstalten mit Predigt, Bibelstunden, Seelsorge und Fürsorge für die in der Anstalt Befindlichen und zum Teil für die Entlassenen beauftragt. Hier hat sich übrigens der oben aufgezeigte Mangel, daß die Theologin nicht mit der Sakramentsaustellung beauftragt ist, bereits empfindlich bemerkbar gemacht.

Eine Anzahl von Theologinnen steht in der Arbeit des Burckhardt-Hauses in Berlin. In Betracht kommt da Führung der Weggenossenkreise, Arbeit in der Schriftleitung, Leitung von Freizeiten, Hausandachten im Burckhardt-Haus und Unterricht der Kursistinnen, die in Jugendarbeit ausgebildet werden.

Marburg Aenne Schümer

Konferenz der evangelischen Studentenpfarrer

Spandau, Johannesstift, 10.—13. Oktober

Über die Berechtigung, ja Notwendigkeit der Einrichtung des Studentenpfarramtes sollte heute kein Zweifel sein. Man bedenke die durchweg hohe Zahl der Studierenden und bedenke die sehr mannigfachen Nöte, unter denen gerade der Student leidet: hier kann, aufs Ganze gesehen, die erforderliche seelsorgerische Tätigkeit nicht vom Gemeindepfarrer, nicht vom seelsorgerlich gewillten Professor — der Theologie etwa — geleistet werden, sie verlangt ein besonderes Amt. Heute gibt es in Deutschland zwölf evangelische Studentenpfarrer: in Berlin, Bonn, Chemnitz (Gewerbeakademie), Cöthen (Polytechnikum), Dresden, Göttingen, Greifswald, Hannover, Jena, Leipzig, München, Münster. Von ihnen sind sechs hauptamtlich angestellt, zum Teil ohne jeden Nebenauftrag, andere mit dem der apologetischen Arbeit unter Altakademikern oder ähnlichem, fünf sind zugleich Gemeindepfarrer, einer zugleich Dozent. Verschiedenartig wie die Anstellung sind beim Einzelnen Methode und selbst Ziel der Arbeit. Allen gemeinsam und bewußt ist die Schwierigkeit der Arbeit. Das brachte in den nunmehr konstituierten Zusammenschluß der Studentenpfarrer das starke persönliche, brüderliche Element, dessen wir in Spandau, wo neun von uns zur Konferenz erschienen waren, uns herzlich freuen konnten. Im übrigen zeigte die Tagung — gerade darin echt und wertvoll — alle Wehen eines Neubeginns zumal unter den Vorzeichen der kirchlich-theologischen Lage um 1927.

Die Leitung hatte Kunze-Leipzig, als anwesender Senior muneris. Es referierten Muntschick-Jena über „Die Form der religiösen Verkündigung in der akademischen Jugend", Kunze-Leipzig über „Die Stellung des Studentenpfarrers in der Hochschulöffentlichkeit", Wilkens-Münster über „Das Problem der studentischen Gemeindebildung". Die Referate ergänzten einander in Themenwahl und Ausführung aufs glücklichste zur Gewinnung grundlegender Gesichtspunkte für die Methode und Zielsetzung der Arbeit. Ich berichte, das folgende sporadisch ausführend, nicht über die Einzelreferate, sondern ihren gemeinsamen Ertrag, zugleich den der meist recht fruchtbaren Diskussion.

Die Arbeit des Studentenpfarrers hat (ähnlich — nicht gleich! — der der Volksmission) weniger institutionelle als sehr schlichte Gelegenheitsgültigkeit. Sie erfüllt — darin vom institutionellen Gemeindepfarramt mindestens graduell stark unterschieden — ihren Sinn,

indem sie sich überflüssig macht. Sie geschieht, wie die Dinge liegen, gleichsam ante portas ecclesiae, ist aber — und das war für die Tagung wohl die wesentlichste Feststellung — nur möglich als ausdrücklich und bewußt kirchliche Aufgabe. Der Student ist Glied der Kirche, als solches anzusprechen, als solches von der Kirche durch einen besonders Beauftragten gesucht und bedient. Die spezifische Not, um die es sich beim Studenten handelt — und hier ist er ja doch nun, wenn irgendwo, Exponent unter den Kindern seiner Zeit — ist, um es so zu formulieren, weniger die Not der Gottlosigkeit in all ihren bekannten, hier wohl nicht erst näher zu beschreibenden Formen und Konsequenzen, als die der Kirchenlosigkeit. (Muß gesagt werden, daß beides nicht zu trennen ist? Daß wir wahrhaftig keine Flucht vor Gott zu treiben gedenken, wenn wir sehr getrosten Mutes so von der Kirche reden? Vielleicht ja!) Wenn in Spandau zunehmend Einigkeit im getrosten Betonen der Kirche herrschte, uns, die wir einmütig von ausgeprägtester Kirchenkritik, Kirchenskepsis kommen, selbst überraschend, so wollen wir Gott dafür danken. Hier fanden sich dann wohl auch zutiefst die sehr verschiedenartigen, in Spandau sich auswirkenden „Richtungen", der Neupietismus (sofern man als seine Vertreter die als Gäste anwesenden Sekretäre der DCSV ansprechen darf), die Apologeten (über deren durch Carl Schweitzer-Spandau gelieferten, uns besonders wertvollen Beitrag zur Tagung „Die Beziehungen des Studentenpfarramtes zur apologetischen Arbeit" manches zu sagen wäre), die Kirchlichen schlechthin, sowie die von Barth Herkommenden (was in der CW vielleicht besonders zu betonen wäre, denn daß gerade Karl Barth, und nicht erst seit kurzem, gelegentlich als magister ad ecclesiam wirkt, sollte man doch nicht so hartnäckig übersehen, wie es heute geschieht).

Ist unsere Aufgabe kirchliche Aufgabe, geschieht sie von der Kirche aus zur Kirche hin, so bedeutet das — sofern man weiß, was Kirche ist, was hier nun einmal vorausgesetzt werden muß — für die Zielsetzung genug. Daraus folgt die Methode. Größte Elastizität, wo es sie zu erörtern gilt! Es zeigte sich, daß grundsätzlich die Methode des Studentenpfarrers sich mit der des Gemeindepfarrers deckt — grundsätzlich, natürlich erfordert die Sonderaufgabe ihre Sonderfunktionen. Die Frage: Mehr seelsorgerlich individuelle oder mehr Öffentlichkeitsarbeit? läßt sich nicht generell beantworten. Beides! Neben Anderem (Charisma, Erfahrung, Gelegenheit) spielt hier das Alter des Pfarrers eine Rolle; es lag bei den Anwesenden zwischen 45 und 28;; für die Bevorzugung älterer oder jüngerer Pfarrer gibt es gleich viele und gleich gute Gründe. (Die katholische Kirche nimmt im allgemeinen ältere, begreiflicherweise, da dort die Autoritätsfrage um einiges wichtiger ist als bei uns.) Die durchweg stärker ausgeprägte Individualität des Akademikers als etwa des Arbeiters verlangt jedenfalls: darum wissen und sich danach richten. Auch darf man soviel sagen: bei der heutigen Atomisierung gerade der Studentenschaft, gegen die auch die Korporation kein Bollwerk bildet, wird man sich immer wieder sehr stark an den Einzelnen wenden müssen. Das ergibt für die Arbeit die einzig solide Grundlage.

Gerade um der kirchlichen Aufgabe willen ist nun freilich die Atomisierung zu bekämpfen. Also etwa studentische Gemeindebildung? Wilkens als Referent tendierte stark dahin; die studentische Gemeinde sei mindestens Notgemeinde. Ihre Organisation — er gab soziologische Parallelen zu vorhandenen Gemeindeformen — sei jedoch weniger wichtig als die Hauptsache: „Die Eingemeindung in den Gnadenbereich Jesu Christi." Es war bezeichnend: hier ergab die Diskussion keine Einigung mit dem Referenten, man bat ihn bei der nächsten Tagung unter Verarbeitung des Debattierten um das gleiche Thema. In der Tat ist diese Frage — Gemeindebildung oder nicht — für die Methode zentral, deshalb nicht mit einem Schlage lösbar. Vermutlich gilt grundsätzliche Verneinung. Dagegen wird, solange der Student innerhalb der „Gemeinde" (wie des Volkes) so wie heute unweigerlich sein Sonderdasein führt — worauf gutenteils die Einrichtung unserer Sonderarbeit ja doch beruht —, in praxi immer so etwas wie „studentische Gemeindebildung" stattfinden, gerade wenn diese Arbeit fruchtbar werden soll — und fruchtbar wird!

Wie steht es heute damit? Ich habe selten bescheidener, zurückhaltender Pfarrer über ihre „Erfolge" sprechen hören wie diese in Spandau. Wir waren — und nicht gerade aus Angst vor der Blamage! — aufrichtig froh, uns gegen die statistische Infektion unserer armen Kirche immun zu wissen. Unseren kirchlichen Behörden kann man nicht nachsagen, daß sie uns in diesem Punkte allzu heftig zusetzen. Immerhin möchte ich nicht verschweigen, daß man den wohl belegbaren Eindruck gewann: es geschieht überall, wo es zu geschehen hat, das, was man „positive Arbeit" nennt. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn ich darüber gelegentlich hier ausführlicher berichten dürfte. Es würde dann, was ich nicht leugnen möchte, durchaus in recht praktischer Absicht geschehen; und das gleiche Anliegen ließ mich offen gesagt auch schon diesen Bericht gerade der CW anbieten: ich meine nämlich, die dem Studentenpfarrer aufgetragene Arbeit ist doch wirklich eine Sache, für deren ernsthafte Angelegentlichkeit man heutzutage nicht erst um Sympathien sollte werben müssen. Leider hindert das nicht, daß sie oft genug auf Verständnislosigkeit stößt gerade bei denen, die Sinn für diese Arbeit haben, ja ihn recht aktiv betätigen sollten. Wir wären dankbar, wenn z. B. die Eltern von Studenten von unsern Dasein Notiz nehmen wollten, dankbar auch, wenn unter den führenden akademischen Männern solche, die uns helfen und die oft schwierigen Wege ebnen, nicht nur Ausnahmen bleiben möchten. Ich glaube, wenn solch ernsthaftes Helfen zur Tat würde überall da, wo doch offene Augen für die einigermaßen eklatante Gegenständlichkeit unseres Dienstes sein sollten, so hätten den Segen davon die, um derentwillen wir Studentenpfarrer sind und die in raschen Jahren für unser Volk und unsere Kirche verantwortlich werden sollen.

Hannover August Ferdinand Cohrs

Weltkonferenz für Erneuerung der Erziehung 1927

Die Tore der Hochschule für Politik am Schinkelplatz hatten sich aufgetan, um diejenigen zu empfangen, denen eine persönliche Teilnahme an dieser vierzehn Tage währenden Weltkonferenz in Locarno nicht möglich gewesen war, und die nun durch die deutsche Mittelstelle einen Generalbericht über die Veranstaltung erhalten sollten. Der erste Akt dieses Berichts bestand darin, daß die ganze erschienene Gemeinde in einen größeren Hörsaal übersiedeln mußte, weil der gewählte sich als viel zu klein zeigte.

Ministerialrat Dr. Hans Simon wies in seiner Eröffnungsrede auf die Gegensätze Politik und Erziehung hin, indem er Politik als Ausfluß des Pessimismus, Erziehung dagegen als das Bekenntnis zum Optimismus bezeichnete. Dann gab Dr. Elisabeth Rotten, die Leiterin der deutschen Mittelstelle über Locarno Bericht. Ein feiner Kopf, dessen Augen immer strahlen, wenn von der Freude der Arbeit an und mit der Jugend zu reden ist. Diese Freude scheint keineswegs eine Ureigentümlichkeit aller Pädagogen zu sein. Rednerin erzählt von einem Brief, den ihr dieser Tage eine bayerische Lehrerin geschrieben: „Locarno war für mich ein großes Erlebnis; ich wußte bis dahin nicht, daß man den Lehrberuf mit Freude und um der Freude willen ausüben könne." — Ich begreife das, rief Dr. Rotten, zufällig ging mir am gleichen Tage die neue „Bayrische Lehrordnung" zu — hier sehen Sie sie, schwarz gebunden, düster, freudlos!

Andere kamen nach Locarno wie jene 50 schwäbische Jungpädagogen, in deren Kopf Schwaben die Welt bedeutete. Sie erklärten nachher, mit jedem Konferenztag fassungsloser geworden zu sein und einen ganz neuen Welt- und Erziehungsbegriff mit nach Hause genommen zu haben.

Noch Anderen war Locarno zu einem Erlebnis geworden: den 130 Vertretern Amerikas, feinen Geistern und hochintelligenten Köpfen, die ihr Bekenntnis so formulierten: „Was wir hier lernen, ist etwas ganz Neues, das wir nie erwartet hätten. Wir haben das Gefühl, daß wir in Amerika die — — alte Welt sind; ihr

seid die neue, die gläubige, die begeisterte und tatenfrohe. Wir müssen von unserer erschlaffenden Sattheit erlöst werden."

Im amerikanischen Schulwesen verbleibt der Privatinitiative ein viel größerer Spielraum; dagegen kommen soziale Momente und Aufgaben in nicht annähernd solcher Weise zur Geltung wie bei uns. Man sieht seine Reformarbeit in der Verbesserung des Stundenplans und ähnlicher rein schulmäßiger Angelegenheiten. Ganz anders berichteten die Vertreter Palästinas: Schule und vaterländischer Wiederaufbau sind eng miteinander verwachsen; die Schularbeit ist nicht zu denken ohne Zusammenhang mit der volklichen Wiederherstellung.

Der Gegenpol zu Palästina war die Schweiz. Dieses Land mit seinem vorbildlich entwickelten Schulwesen, das erst unlängst seinen Pestalozzi gefeiert hat und für Viele als das Paradies der Schulethiker gilt, war durch die überraschend hohe Vertreterzahl von 136 repräsentiert. Sie sagten: „Wir haben alle Freiheit; unsere Regierung macht uns nicht die geringsten Schwierigkeiten, unsere Wünsche werden erfüllt. Aber wir nützen unsere Freiheit nicht aus; wir sind gesättigt eingeschlafen auf unserer eingebildeten Demokratie. Ihr Deutsche seid beneidenswert um eure Niederlage, die alle Geister geweckt hat."

Auch die Vertreter anderer Länder hoben den tiefen Ernst und die Opferwilligkeit hervor, die ihnen an den Deutschen aufgefallen. Daneben waren es aber auch die Deutschen, die durch Musik einen frohen Zug in die Tagung trugen. Auf ihre Anregung wurde jede Abendveranstaltung durch musikalische Darbietungen und Volkstänze eingeleitet.

Im Übrigen haben wir Deutschen, bekannte Dr. Rotten, ungeheuer viel gelernt. Man kann es in die Formel fassen: Weniger besinnen, mehr zupacken! — Immer wieder hörte man: Die Konferenz war uns ein großes Erlebnis. Zwölfhundert Menschen waren zusammen gekommen, Abgesandte von 42 verschiedenen Ländern, gegen zehn Länder im Jahre 1921. Das vierzehntägige Zusammensein wurde uns zu einer wirklichen Lebensgemeinschaft; viele von uns bekamen ganz neue Auffassungen von ihren Beziehungen zur großen Welt und den einzelnen Völkern. Das Generalthema „Von der Freiheit in der Erziehung" hatte uns zusammengeführt: wir suchten keinen Einheitsausdruck für diese Freiheit, aber sie wurde uns zu einer tiefernsten inneren Bindung an die ungeschriebenen ethischen Gesetze, und wir sahen die Freiheitsgewinnung als einen lebenslangen Prozeß, der nie still steht. Und die andere Folgerung war: Die Freiheit des Anderen ist ebenso heilig wie die eigene. Das führt zu sozialpolitischem Verständnis, und so war es ganz natürlich, daß die innere Beziehung zwischen Politik und Erziehung stark empfunden wurde.

Tiefen Eindruck auf alle Teilnehmer machte die Anwesenheit der Singschar Prag. Nicht nur durch die Lieder, die sie uns vortrugen, sondern durch das beglückende Erziehungsresultat, das diese einst total verkommenen Kinder uns lebendig vor Augen führten: dem Leben gewonnene, ethisch wertvolle Menschen.

Die nächste Weltkonferenz soll in zwei Jahren in Kopenhagen stattfinden, zum ersten Male in einem Lande, das keine der drei offiziellen Konferenzsprachen englisch, französisch, deutsch spricht. Die Begeisterung ist so groß, daß wir uns fast fürchten, von großen Zahlen erdrückt zu werden. Aber dennoch glaubten wir es nicht verantworten zu können, unser anfängliches Ziel, eine engbegrenzte kleine Arbeitsgemeinschaft zu sein, zu einem exklusiven zu machen.

Paul Geheeb, der Leiter der Odenwaldschule, mahnte in warmen Worten zur praktischen und finanziellen Mithilfe für die Erhaltung der deutschen Mittelstelle, da die Mittel einer einmaligen englischen Stiftung in drei Jahren restlos aufgezehrt seien.

Ein junger Berliner Schulreformer wies in sehr berechtigten Worten auf die Notwendigkeit hin, die Bewegung über das rein Pädagogische hinaus zu heben, nicht nur die Lehrer, sondern vor allen Dingen die Eltern, die Mütter zu gewinnen und praktische Einrichtungen, Landheime, Lebensschulen zu schaffen.

Bekanntlich haben sich viele große Männer ihrer Schulzeit nur mit Haß und Grauen erinnert. Wenn die Weltkonferenzen für Erneuerung der Erziehung dazu beitragen, daß solche dunklen Schatten für immer der Vergangenheit angehören, dann haben sie eine große Aufgabe, wert der Mithilfe Aller*).

Berlin W. Müller-Gordon

Hans E. Kinck

Herman Ek. Von H. E. Kinck. Leipzig, H. Haessel. 1927. 519 S. 6.50, geb. 9 M.

Kinck ist den Lesern der Christlichen Welt kein Unbekannter mehr. E. Bockemühl hat den ersten der in deutscher Übersetzung erschienenen Romane des Dichters in 1926, 16 angezeigt. Mit diesem zweiten Roman setzt der Haessel-Verlag die Reihe der Übersetzungen fort, die sich auf zehn Bände belaufen soll.

Kinck, 1926 aus einem überaus arbeitsreichen Leben abberufen, gilt als der gegenwärtig bedeutendste Dichter norwegischer Zunge. Seine Gestalten sind zwar nicht mit der überschäumenden Kraft Hamsuns und glatten Flüssigkeit Bojers geschrieben; auch hindert die oft wiederkehrende Dialektsprache seiner Talbauern eine adäquate Übertragung. Vor allem aber ist bei Kinck eine intime Kenntnis norwegischer Kultur unerläßlich, die schon seinen ersten Roman „Die Anfechtungen des Nils Brosme" für deutsche Leser schwer zugänglich machte. Dasselbe wiederholt sich nun bei seinem „Herman Ek" *).

Das norwegische Volk befindet sich in Kindesnot. Sein Lebensnerv wurde durch die Dänenherrschaft durchschnitten. Erst seit 1814, dem Geburtsjahr der Staatsverfassung besinnt es sich auf sein geschichtliches Erbgut und seine Aufgabe als Volk. Dieser Prozeß der Volkwerdung ist noch lange nicht zur Ruhe gekommen. Erbitterte Sprachkämpfe durchzittern das Land, das noch heute von einer endgültigen Lösung weit entfernt ist. In den tiefen Tälern hat sich während der 400 jährigen Dänenherrschaft die alte Bauernkultur erhalten, während in den städtischen Beamten- und Kaufmannskreisen der Danisierungsprozeß tiefer gegangen ist. So haben wir bis auf den heutigen Tag zwei Kulturen; aus ihren Reibungsflächen ist der Funke entstanden, der Kinck elektrisiert und zu seinem Dichtertum angeregt hat.

Dieser Roman legt davon Zeugnis ab. Nicht so, daß die beiden Kulturen in ihrem Wesen dargestellt wären! „Herman Ek" ist kein kulturphilosophischer oder politischer Essay. Sondern so, daß die beiden Kulturen als Anlaß genommen sind, sozusagen nur als formale Gegensätzlichkeiten, zwischen denen Herman Ek steht, und deren Bedeutung für ihn nicht in ihrer volks- oder weltanschaulichen Essenz liegt: nein, er empfindet die Spannungen rein als solche, und sieht in ihnen weniger Ideen, sondern Raubtiere, die ihn fangen und seine Unabhängigkeit töten wollen. Sie verlangen „Meinungen" von ihm; mit Meinungen wird die Luft verpestet und ein freies Herz zum Ersticken zu bringen gesucht. Und so liegt in dem Ruf des Studenten Herman Ek: „Frische Luft!" das eigentliche Rätsel seines Wesens. In großer politischer Versammlung, wo Jedermann sein Für oder Wider erwartet, steht der Neinsager aus Opposition auf: „Und dieser Beifall ringsum jagte Herman Ek weiter, in einen Rausch von unbändigem Trotz gegen die Gewaltsamkeit der neuen Überzeugungen; er warf die Arme in die Luft. Frische Luft! schrie er mit voller Kraft seiner Lungen."

Damit ist der Durchbruch des Buches durch alle politischen Räsonnements erreicht. Es will nicht gewertet werden als einseitige Parteinahme für das „Nationale" noch für „Stadt oder Land", sondern als Dokument eines jungen Kampfes um innere Selbständigkeit. Betrachtet man es so, dann lassen sich alle Elemente einfügen. Herman Ek, der scheue Jüngling, wagt sich keinem Mädchen zu nähern. Schüchtern vermeidet er Gespräche, obwohl er es doch so gern möchte, und wenn es doch dazu kommt, wird er tolpatschig oder auch bös und höflich. So kann er sich auch in späteren Jahren nicht entscheiden, und immer, wenn er der Helene oder Tordis ganz habhaft werden könnte, macht er ein salto mortale und entflieht. Nur keine Bindung: „Die Sonne glüht auf die Föhren mit Macht. Züngelnd im Busch ist die Schlange erwacht, — wagt doch immer wieder zu stechen. ... Hu-hi-huh! sagt's inmitten der Heide." So wird auch die Schilderung der Jahre „des Durchbruchs der Moderne" verständlich: Frauenbewegung, sexuelle Fragen, literarische Stilkämpfe usw. Mitteninne steht der Student, und immer, wenn er einen Angriff auf sein Ich wittert, wird er gallig und böse, beißend und wütig. Sinnvoll handelt

*) Wie wir vor Schluß der Redaktion bemerken, steht dieser Bericht bereits in Dr. Wirths „Deutscher Republik" zu lesen: Heft 6 vom 11. 11. D. H.

*) Wann wird uns endlich ein Norweger über seine Literatur berichten? Außer der Mitarbeit Olav Peter Monrads um 1900 haben die nordischen Leser die CW im Stich gelassen. Und gerade jetzt böte sich ihnen gute Gelegenheit. Ihr Vaterland hat eine so interessante Geschichte und Gegenwart.

dann der zweite Teil des Buches von dem Manne: Herman Ek nunmehr in heißem Kampf um die Technisierung des Tales und Dorfes, gegen dörfliche Romantik und bäuerliche Tücke, die ihm schließlich doch das Riesenwerk der Wasserkraftausnützung zerstört. In heißem Kampf, der das Zeichen einer obstinaten Unsicherheit auf der Stirn trägt.

Ist Herman Ek sein Ringen um Sicherheit und Verwurzeltheit der Persönlichkeit geglückt? Ein Ringen um die gewachsene nicht gemachte Überzeugung, die — so kristallklar und scharf sie auch herausgearbeitet sein mag — doch stets genährt wird durch die heilsamen Kräfte der „Mutter Erde"? Ist die Spannung des Rationalismus und Mystizismus (unter der man gern das Wesen nordischer Metaphysik zu begreifen sucht) fruchtbar gemacht? Ist die summende, rätselvolle, verwirrende Heide gebändigt oder der junge Neinsager aus Prinzip, um des Gedankens willen? Oder können die beiden Seelen nicht miteinander kommunizieren? Unschwer erkennt man in dieser Fragestellung sowohl die alte Problematik der Nordländer wieder wie auch die Bedeutung, die sie für uns heute von Neuem besitzt *).

Herman Ek ist dieser Kampf nicht geglückt. Die Heide, aus der er gekommen, nimmt ihn wieder auf. „Züngelnd im Busch ist die Schlange erwacht, — wagt doch immer wieder zu stechen." Der Januskopf der Heide triumphiert im Ringen um die Eindeutigkeit der Persönlichkeit. „In dieser Ruhelosigkeit (der Heidemenschen) tritt ein Fernweh-Rausch, ein uralter heidnischer Wanderdurst zu Tage: die Menschen haben das Bedürfnis, nicht allerwege im gleichen Ich zu stecken."

Wohl ruft er in der Versammlung „Frische Luft!", fort mit der Stickluft von Heteronomie: „Der Mensch in ihm soll sich verdichten". Wohl weiß er: „Der Mensch in ihm war bloß ein winziges ausgespienes Körnlein Meinung und tanzte draußen auf den Wasserwirbeln. Ach, wie rasend schnell das ging! Wo zum Henker würde das Körnlein enden?" Wohl sieht er im Schnee die Wildspur: „Sie berührte ihn so seltsam wie wehes Weinen, wollte ihn nicht wieder loslassen, die so traurige Spur, die nicht wußte, wo sie hinwollte ... etwas grenzenlos Wildes ... der unergründliche Starrsinn der Natur ... und etwas grenzenlos Verzagtes ..." Wohl kennt er die Erbschaft von Vater und Mutter: „das grenzenlos Wilde und grenzenlos Verzagte", dessen Verschweißung Lebensfrage für ihn ist. Wohl ist er sich des grenzenlos Wilden (der Heide) bewußt, so daß der jünglinghafte Ruf nach Frischer Luft und Freiheit zur Manier und Krankheit werden kann: „Unausgesetzt wollte er einem Etwas in seinem Innern, das nach immer mehr Freiheit verlangte, ans Leben, wollte es ausmergeln und totpeinigen! Aber der Durst und der Druck blieb! Es gab keine Ruhe, nirgendwo, jemals." Und schließlich weiß Herman Ek sehr gut, daß diese Art wütigen Anarchismus unfruchtbar ist, daß Erlösung nicht durch Abschließung von Menschenschicksal und Protest gegen das Mitleiden gegeben wird, sondern durch Glaube an die Menschen, Sympathie, aber nicht Spott. Tordis fleht ihn an: „Laß die Menschen nicht fahren", und in einem lichten Augenblick durchfährt es ihn selbst, daß nur in der Bindung der Mensch zur Ruhe kommen kann: „Etwas muß jeder Mensch besitzen."

Aber alles das nützt nichts. Kurz vor der Lösung macht nicht er, sondern „es" macht in ihm — fast wider seinen Willen — den salto mortale in die Heide: „Du bist und bleibst das hellste Licht meines Lebens." Dies „Es" schlägt ihm eine Wunde nach der andern: „Jetzt sah er voller Staunen seinem eignen Ich nach, als wandere es über eine baumlose Steppe davon. ... O, dieses Bedürfnis des Gedankens, an sich selbst vorbeizudenken, unnennbarer Kummer wie des ersten Wahngebildes eines Geisteskranken!" Und ein zweites Gesicht ist plötzlich da, das die „Persönlichkeit" zu Schanden macht, ohne daß sich der wie ein Zuschauer daneben stehende Herman Ek, Besitzer dieses Ich, Rechenschaft abzulegen vermag. Kaum kann er sich zu eigen machen, daß es sein eigenes Ich ist, das sich davon macht: „Was war es, das spaltete? Sein Gemüt war verdorrt, zerfallen, lag in sinnlosem Durcheinander! Charakter! Charakter! — was war Charakter! War es das Denken und Streiten der Zeit, das jetzt das häßliche Werk des Verwitterns übte? Was war es?" Bitter sieht er, wie der Baum getreulich Jahrring um Jahrring legt — bei ihm ist das nicht so. Er ist kein Baum, sondern der baumlosen Heidesteppe entsprossen: „Dorthin ging der große gewaltige Festzug, und nicht zu den Menschen; er brachte nicht soviel seesalzigen Glauben auf, wie dazu nötig gewesen wäre."

Mannigfache Gesichtspunkte lassen sich fruchtbar an dies Buch anlegen. Der Psychologe mag ein interessantes schizophrenes Problem in diesem Jugendschicksal studieren, der Kulturphilosoph den tragischen Zusammenprall zweier Kulturen auf einen jungen Menschen. Der Historiker kann einen wertvollen Beitrag zur Moderne der achtziger und neunziger Jahre konstatieren. Der Eine wird sich der Naturintimität freuen, der Andere fragen, ob Kinck selbst nicht greisenhafter ist, als er den Anschein hat (sein Nils Brosme könnte uns mißtrauisch machen). Uns soll das Alles hier nicht beschäftigen. Sondern einzig die Anteilnahme, mit der Kinck Bindung an Menschen, Gläubigkeit und Liebe entscheiden läßt über Wohl und Wehe dieses Jünglings.

Hartford Hans Schimmelpfeng

*) Vergleiche meine Aufsätze Johan Bojer CW 1926, 24 und Neues von August Strindberg CW 1927, 11. (Von Bojer ist soeben ein weiteres Werk deutsch erschienen: **Die Auswanderer.** Roman. München, C. H. Beck. 454 S. 6. geb. 8 M. D H)

Eine Ferienreise in den Orient

5

Aber wir dürfen von den düsteren Seiten des Orients nicht schweigen. Auf den kleineren mit Steingeröll und Gestrüpp überdeckten Hügeln vor Nazareth war's weglos; oben wehte eine köstliche Luft; unkenntliche Trümmer, ein zäher Johannisbrodbaum dazwischen emporgewachsen. Hier möchte man, des Landes mehr gewohnt, wohl über die Hügel hinwandern. ... Da rauscht etwas empor — ein Adler! Wohl anderthalb Meter mögen seine Flügel spannen. Feierlich zieht er über Nazareth hin, das von hier so sauber aussieht.

Doch wie war der Weg zu diesem berühmten Hügel gewesen? Zweimal verlor ich ihn, geriet in Terrassengärten hinein, die sorgsam gepflegt waren; dann lief ich zwischen ungeheuren verwilderten Taxus, — ein kleiner Wald beinah. Ein Chamäleon huschte über den heißen Sand. Topfscherben und andere Kulturreste lagen umher. Jeder wirft, was er nicht mehr braucht, über seine Mauer. Hält er bei sich freundlich die Ordnung, das draußen ist ihm gleichgültig. Dies Fehlen jedes Gemeindesinns verwirrt den Europäer. Mitten in Nazareth liegen Häuser leer, in Ruinen. Ähnliches sah ich in dem reichen, eleganten Beirut. Römer und Griechen schmückten ihre Städte; bauten Wasserleitungen, Säulenhallen, kurz schufen für die Gesamtheit.

Ist der Orient dieses Gemeinsinns nicht fähig? Almosen kennt und lobt er. Almosen wird gegeben, damit es in den himmlischen Büchern auf das Pluskonto kommt. Aber helfen, daß der Mensch aus dem Elend erhoben werde, — das fehlt.

In Haifa habe ich einen Hof der Arbeiterbevölkerung gesehen; dreizehn Familien einzeln, manchmal auch zu zweien in einem solchen Steinhaus oder auch Bretterverschlag. In dem einen engen Raum schlafen ein Dutzend oder mehr Menschen auf dem Erdboden; auf Borden an

der Wand steht etwas Geschirr; man kocht mit Petroleumapparat vor der Tür. Kleine Kinder liegen oder kriechen umher, ganz mit Fliegen bedeckt. In solche Wohnungen auf den Dörfern geht der europäische Missionar, ißt, schläft mit den Leuten. Und der erweckte arabische Christ folgt ihm und trägt die Todesgefahr unter seinen Landsleuten. Das ist eben aktive, von Europa stammende Energie der Liebe.

Der Orient scheint über Familien- und Sippengeist aus sich selbst nicht heraus zu können. Er bedarf des wohltätigen Despoten, damit Ordnung und Schönheit entstehe. Und ist eine herrliche Moschee erbaut, läßt man sie ungepflegt zerbröckeln. Am Ufer des Sees Genezareth lagen verwahrlost schöne weiße Barkassen inmitten der herrlichen Landschaft.

Waren die Moscheen vor Jahrtausenden ebenso, ja dann verstehen wir den Schrei nach dem Reich der Gerechtigkeit im Alten Testament. Gerechtigkeit für den Armen, den der Starke zertritt, Schonung für die mißhandelte Schöpfung! „Der Frevel am Libanon begangen, wird dich überfallen" (Habakuk 2, 17). „Wehe dir, Assyrier, der du sprichst: Ich bin durch die Menge meiner Wagen hinaufgezogen auf die Höhe der Berge, den innersten Libanon, und habe seine hohen Zedern abgehauen" (Jes. 37, 24).

In eigenartiger Weise von Nordosten her (wir werden gleich noch weiter davon sprechen) ist die Gerechtigkeitssehnsucht der Propheten Israels gestärkt worden. In Persien war zuerst durch Zarathustra die Kunde erklungen vom Gericht am Ende der Tage, vom Erlösermenschen und Friedensreich auf Erden. Die Sehnsucht vieler leidender Völker trug diese Kunde von Land zu Land. Hatte Amos der zerstörenden Wut aller Völker das Gericht geweissagt, so gestalten Jesaja und Micha aus Gerichts- und Erlösungsgedanken das Bild vom messianischem Reich. Aber alsbald nährte sich an dieser Hoffnung der nationale Ehrgeiz der Israeliten. Sie wollen herrschen über alle Völker. Imperialistisch-despotisch wächst die große Hoffnung sich aus.

Das war es, was Jesus abwarf. Das Reich der Gerechtigkeit muß wachsen aus den Menschen heraus, nur aus der Gesinnung.

6

Zweierlei sehen wir in Jesus vereinigt, — und wer in diesem Lande wandert, versteht, warum dies Beides dort in Einem vereinigt sein konnte:

Starkes Gemüt, ein Denken, das aus der Tiefe quillt und liebevoll alles Lebendige umfaßt, und gewaltige, konzentrierte Kraft des Willens.

Mitfühlend schaut dieser Mensch in die Seele des wohlgesinnten, wohlerzogenen, reichen Jünglings und fordert den härtesten Willensentschluß.

Still und heiter sieht dieser galiläische Bauer (denn das war schließlich Jesus) das Wachsen der Saat, und findet darin ein Bild für das langsame, unwiderstehliche Vordringen der sittlichen Mächte.

Und derselbe Mensch zieht nach Jerusalem, um, sich opfernd, die Weltgeschichte vorwärts zu reißen.

Dies Beides, das in Jesus Einheit wurde, war seit Jahrtausenden schon immer wieder aufeinander gestoßen in diesem Lande. Das Einswerden zweier ganz verschiedener Werdekräfte in ihm — *das ist das Wunder von Galiläa.*

7

Wir können zurückblicken über Zehntausende von Jahren. Ein Beduinenzelt! Aus schwarzer Schafwolle gewebte Decken geben bescheidenen Schatten in sonnendurchglühter Steppe. Wir denken uns zurückversetzt in weit, — weit entfernte Zeit. Unsere Erdteile waren damals an Gestalt und Oberfläche noch anders als heute. Der große Riß des Roten Meeres hatte eben erst Arabien und Afrika getrennt. Die mediterrane Rasse, jene langschädeligen, schwarzhaarigen Menschen konnten in mehreren Wellen und verschiedenartigen Stämmen sich ausbreiten — westwärts Ägypter und Hamiten — die Nordküste Afrikas entlang, über Spanien, Frankreich, bis Schottland und in die Lüneburger Heide. Ostwärts des Roten Meeres aber lebten die Vorfahren der Semiten.

Der Beduine weidet seine Schafe und Ziegen, vielleicht auch schon Rinder; Dattelpalmen, Feigen, Oliven sind seinem Heimatlande eigen; wo genug Feuchtigkeit ist, baut er auch etwas Korn. Aber das Kamel, das der Semiten dem Handelstalent zur Entwicklung verhalf, und das Roß für den schneidigen kriegerischen Sinn waren damals noch nicht da, noch nicht aus dem inneren Asien durch Türkenvölker im vorderen Orient eingeführt. In diesen einfachen Lebensverhältnissen müssen wir uns die Vorfahren der Semiten als schlanke, stolze Menschen denken; scharfe Beobachter, willensstarke Menschen. In der ungeheuren Einfachheit ihrer Landschaft hielten sie mit großer Zähigkeit einen der frühesten Gedanken der Menschheit fest: „Dies alles hat ein Gott geschaffen." Der Polytheismus, geboren aus einer bunteren, gestaltenreicheren Natur berührte sie nur oberflächlich. So sehen wir im Abstand vieler Jahrhunderte ähnliche Propheten des Monotheismus aus diesen Ländern sich erheben, Moses, Amos, Mohammed.

Wahrscheinlich waren vor 10—15 000 Jahren jene Landschaften noch etwas feuchter und wurden langsam trockener. So drängten die Hirtenvölker nordwärts nach dem Zweistromland. Dort aber berührten sie die gewaltigen Gebirge, über die von Vorderasien her andere Völker sich ins Stromland hineinschoben*). An diesen Berührungsstellen, im oberen Zweistromland muß die semitische Sprache aus einem sehr primitiven Zustand noch ohne Verbum sich in ihrer eigenartigen Weise entwickelt und ihr Verbum geschaffen haben.

Von dort aus Haran zieht, wie die Sage meldet, Abraham aus nach Kanaan. Das heißt, schon in so früher Zeit, in den ersten Morgenstunden des israelitischen Volkstums fließen Lebenskräfte der Hirtenvölker und der Bauern und Gärtner zusammen.

Nördlich jener mächtigen Gebirge sind die Länder rundschädeliger Stämme, südlich des einstigen großen Binnenmeers, das Schwarzes Meer, Kaspis- und Aralsee einmal verbunden hat. Es sind jene Rundschädel, die in mehreren Wellen und Stämmen über Kleinasien und Balkan bis in die Alpen sich ausgebreitet haben — von dem Taurus bis zu den Tauern.

In ihrer Urheimat waren fruchtbare Täler mit gelben Getreidefeldern. Da strömen von den Bergen klare Bäche herab, werden in manchen Gärten aufgefangen und in viele Adern zerteilt. Da gedeihen mannigfache Gemüsepflanzen, Erbsen und Linsen und Bohnen. Blumen leuchten in gewaltigen Farben, Rosen, Rhododendren, Winden, Geranien. Nußbäume, Kastanien, Platanen breiten kühlenden Schatten aus. Zypressen ragen feierlich in die stille Luft. Im Obstgarten reifen Pfirsische, Apfel, Aprikosen, und der Wein breitet seine Arme über den warmen Boden. Blauer Himmel strahlt über der Landschaft; eine sonnendurchglühte Luft treibt alles Wachstum zur mächtigsten Entwicklung. Tauben schwirren munter um die Wohnungen der Menschen, und im Dickicht am Bache singt die Nachtigall. Ich habe solche Gärten gesehen in Palästina, aber der Botaniker lehrt uns, daß die meisten dieser Pflanzen aus Persien oder vom Kaukasus stammen.

Nicht Getreidebau, sondern Garten- und Obstbau forderte festen, gemauerten Wohnsitz, jahrzehntelangen Fleiß, weit hinaus schauendes Arbeiten. Diese üppige Fruchtbarkeit erweckte religiöse Kulte, die im Rausch der Sinnenlust die heilige Zeugungskraft feierten. (Den echten alten

*) Ich glaube, es wird sich erweisen, daß die Sumerer mit ihrer agglutinierenden Sprache aus den Gebirgen des mittleren Asiens gekommen sind.

Semiten der Steppen waren diese Kulte immer ein Greuel.)

Freilich, in dieser bunten Welt erblühten auch die Märchenphantasien von Tausend und eine Nacht.

Aber dieselbe Fruchtbarkeit korn- und obsttragender Täler weckte auch das tiefsinnige Nachdenken: Was ist das für eine geheimnisvolle Kraft, die in allem Lebendigen wirkt? In den Ländern nördlich der großen Gebirge des Orients ist die Mystik zu Hause. Sie ist nicht nur Besitz indogermanischer Rassen; sie liegt in der Luft, die über den Rosengärten schwebt und über der bunten Pflanzenwelt, am Ufer klarer, rauschender Bäche. Der Beduine fühlt sich als Herr aller Kreatur, die unter seine Hand kommt, und ihm ist die Gottheit ein gewaltiger, furcht- und ehrfurchtgebietender Herr. Der Mystiker ahnt die Gottheit in allem Lebenden, in der Blume, im Vogel und in dem Wogen und Sehnen der eigenen Seele.

Und dies Zweierlei war eine große Einheit in Jesus.

In Galiläa geschah es, der Landschaft, die, vorm hohen Libanon gelegen, gerade noch leicht zu gewinnen war für die Stämme aus der großen östlichen Steppe, aber doch selbst eine Gebirgslandschaft, wo der Einwandernde nicht Beduine bleiben kann. Und es gibt dort die Genezareth- und Jesreel-Ebene.

Ihre üppige feuchte Fruchtbarkeit lockte seit Jahrtausenden die Bauern von Syrien herbei, die auch dem Jordan seinen nichtsemitischen Namen gaben. Und abgeschlossen wird die galiläische Landschaft durch den heiligen Bergzug des Karmel mit seinen grünen Wäldern voll duftiger, südlich-würziger Kräuter und den Kalkabhängen, an denen die Einwanderer ihre Reben pflanzten, wo ohne stützende Stäbe unmittelbar auf dem weißen Felsen die Trauben reifen — hier pflanzte sie zuerst der Bauer, der vom Norden kam, und die Hirtenstämme Israels besiegten in der Deboraschlacht die Herren der korn- und weizentragenden Landschaft.

Hamburg Walther Classen

Der Orient

Zweimonatsschrift, herausgegeben von Dr. Lepsius-Orientmission Potsdam, Tempelverlag. Jährlich 3 Mark

Die seit Jahren von Lepsius herausgegebene Zeitschrift erscheint jetzt in neuer Folge unter der Schriftleitung des neuen Missionsdirektors Paul Schütz in Schwabendorf bei Marburg. Schon zu Lepsius Zeiten war das Blatt keine Missionszeitschrift gewöhnlichen Formats. Die Beziehung zur Politik, die schon damals vorhanden war, ist jetzt noch stärker betont. In welchem Sinne, sagen die Worte des Herausgebers in dem März-Aprilheft: „Dürfen wir uns mit Politik beschäftigen? Ob wir es dürfen? Wir müssen es. Wir müssen es, so wahr wir in dieser Zeit existieren. Mag sein, daß der ‚religiöse Mensch' nichts mit Politik zu tun hat. Es ist sogar so. Denn — ‚religiöse Menschen' an sich und ‚Religion' an sich — die gibt es nicht. Sie haben an der Politik nicht Teil. So wahr sie an der Existenz nicht Teil haben. Sie sind Fiktionen. Es gibt nur das eine gemeine Fleisch, in das auch das ‚Wort', das bei Gott war, kam. Und seitdem das ‚Wort' ins Fleisch kam, ist Religion und Politik so innig verschweißt und verwoben, daß das Eine geradezu für das Andere gilt. Ja so sehr, daß das Wort von der ‚Religion, die nichts mit der Politik zu tun habe', es ganz offen und bar macht, wie hier das Wort vom Fleisch stumm gemacht wurde, damit kein Gericht des Wortes am Fleisch mehr stattfinde und keine Verantwortung mehr aufgelegt werde, die die Zeit in der Zeit, jetzt und hier, der Ewigkeit schuldet." Schon aus diesen Worten ist deutlich, welche religiöse Einstellung hier vorliegt. Jede Nummer bringt bedeutsame Artikel; wir nennen die Unterredung mit dem türkischen Kultusminister, den Bericht über die Erwerbung von Kiautschou, das Rußlandheft, „Anklage gegen das Abendland" von Klingbardt, die Orientpolitik der christlichen Mächte und die Reden des georgischen und armenischen Vertreters in Lausanne. Daneben bringt jedes Heft eine Orientrundschau*).

Orient im Bild. Dieses illustrierte Blatt erscheint im gleichen Verlag. Jährlich 2 M. Es berichtet keineswegs nur über das armenische Hilfswerk, sondern bringt gut unterrichtende Artikel über Leben und Treiben im nahen Orient. Die Bilder sind ausgezeichnet.

*) Wie wir hören, wird die Zeitschrift vom neuen Jahr an in doppeltem Umfang erscheinen. D H

Wir fügen einen Hinweis auf verwandte Literatur bei:

Armenien. Ein Bericht der Deutsch-Armenischen Gesellschaft zur Tagung des Völkerbundes im September 1927. Zu beziehen von der Deutsch-Armenischen Gesellschaft Potsdam, Roonstraße 13. 32 Seiten mit einer Karte Armeniens. Die Schrift ist von der Deutsch-Armenischen Gesellschaft herausgegeben, um den Völkerbund zur Hilfe für Armenien zu veranlassen. Leider hat sie ihr Ziel nicht erreicht: Nansens Unterstützungsplan ist vom Völkerbund abgelehnt worden, und es bleibt nur die Möglichkeit, die einzelnen Staaten zur Hergabe von Mitteln zu veranlassen, durch die die Ansiedlung der vertriebenen Armenier ähnlich wie die der Griechen ermöglicht wird. Wir empfehlen allen Freunden Armeniens die Schrift, die über Vergangenheit und Gegenwart ausgezeichnet orientiert. Sie berichtet zunächst über die Preisgabe der Armenier durch die Alliierten in den Verhandlungen von 1922/23, bringt einen Artikel von Abeghian über das heutige Armenien, die Armenier in der Diaspora, die Flüchtlingsfrage und das Projekt Nansens, und Berichte über das Hilfswerk für Armenien.

Das ruhelose Makedonien. Von Professor Nikola Mileff, deutsch von Meli M. Schischmanowa. Makedonischer Studentenverein in Berlin 1926. 32 S.

Die makedonische Frage. Eine Antwort an Hermann Wendel. Makedonische Studentenvereine im Auslande. 1927. 16 S.

Beide Schriften im Kommissionsverlag Karl Fromme in Wien. Propagandaschriften, die nachweisen, daß die Makedonier sprachlich und historisch Bulgaren seien und makedonische Autonomie fordern.

Notgedrungen noch einmal Armenien

Ein armenisches Hilfskomitee, als dessen Missionsdirektor Dr. med. Baronigian zeichnet, veröffentlicht ein Flugblatt — es trägt bereits die Nummer 18 — gegen das im Interesse der armenischen Sache protestiert werden muß. Die Ausführungen: „Was Jeder von und über Armenien wissen muß" sind einfach fürchterlich. Fast jede Zeile ist falsch, die Zahlen verdoppelt oder verzehnfacht. Wer so wenig von der Geschiche Armeniens weiß, soll nicht noch Andere belehren wollen. Vor allem muß aber protestiert werden gegen die Behauptung, daß alle bisherigen Versuche, die armenische Kirche zu reformieren — was dies Komitee sich vornimmt — gescheitert seien, weil „das Predigen des Evangeliums an die zweite Stelle trat" und „versucht wurde, die evangelisch gesinnten Armenier aus ihrer Nationalkirche austreten zu lassen, um eine neue evangelische Kirchgemeinde neben der gregorianischen Kirche zu begründen". Für die deutschen Liebeswerke trifft das genaue Gegenteil zu, sie haben nirgends evangelische Kirchengemeinden begründet, sie haben sogar die Waisenkinder direkt in die gregorianische Kirche geführt. Auch die Amerikaner, die später eigene Gemeinden in Armenien gründeten, haben ursprünglich innerhalb der armenischen Kirche evangelisieren wollen und sind nur durch den Widerstand der gregorianischen Geistlichkeit zu gesondertem Vorgehen gezwungen worden. Ebenso falsch ist, daß erst dieses Komitee „Armenien durch Armenier" evangelisiere; das haben alle armenischen Hilfswerke in großem Umfange getan. Es besteht nicht das geringste Bedürfnis für eine neue armenische Mission neben den beiden verdienstvollen armenischen Liebeswerken, dem „Deutschen Hilfsbund für christliches Liebeswerk im Orient" und der „Dr. Lepsius deutschen Orientmission", die nunmehr seit 20 Jahren im Segen wirken, während dieses neue Hilfskomitee ihnen zwar in der Agitation überlegen ist, aber bisher so gut wie nichts geleistet hat und durch die Art seines Vorgehens die armenische Sache nur diskreditieren kann.

Jeßnitz Ewald Stier

Römischer Brief

Alle die Probleme, die ich in meinen letzten Briefen angeschnitten habe, sind letzten Endes nur Blinkfeuer des großen einen Problems, das Italien darstellt — innen wie außen. Wer Italien und seine Nöte verstehen will, muß die ganze Weltgeschichte seit über zweitausend Jahren zu Rate ziehen. In gewissem Sinne ist auch heute noch Italien der Angelpunkt der Welt — wenigstens Europas. Noch immer brodeln hier die großen Fragen der Menschheit in schäumendem Überdrange wie im Krater des Vesuvs empor. Und vielleicht wird wieder einmal die Weltgeschichte in Italien zu einer Explosion kommen. Anders wohl, als sich Mussolini und seine Gefolgsmannen vorstellen. Vielleicht nicht mit wilder Waffengewalt, aber dennoch wohl nicht weniger bedeutungsvoll für die ganze Welt. Denn nirgend so wie hier läßt sich der ewige Kampf der Menschheit um Freiheit und Individualität so im kleinen Kreise beobachten. Nirgend prallen so wie hier die Gegensätze zwischen brutaler Herrschgewalt und lebenspendender Demokratie zusammen. Deshalb findet sich wohl auch nirgends sonst — außer vielleicht in einigen rückständigen Kreisen in Deutschland — solch verbohrter Haß gegen den Völkerbund und dessen große völkereinende Ideen. Das Wort, das eben in einer deutschnationalen Versammlung der Abgeordnete Kimbel gebraucht hat: „Mögen die Hanswürste in Genf reden, was sie wollen, wenn sie vor Liebe triefend zusammenkommen; wenn es ans Zahlen geht, dann ist von der Liebe nichts mehr zu merken" — man glaubt, eins der amtlichen Pressekliches des Faszismus zu lesen. Faszismus und Völkerbund — größere Gegensätze lassen sich auch

nicht gut finden. Das Weltgesicht der nächsten Periode wird sich so oder so bilden, je nachdem welche der beiden Ideen zur Weltherrschaft kommen wird. Deshalb will ich versuchen, das italienische Problem in seinen Zusammenhängen so zu skizzieren, wie es sich mir darstellt.

Trotz Mussolini und Faszismus haben sich die Verhältnisse Italiens seit dem militärischen Abschlusse des Weltkrieges in ihrem chaotischen Charakter nicht grundsätzlich geändert. Wer als flüchtiger Beobachter nur die Oberfläche ansieht, glaubt, eine Beruhigung und Stabilisierung zu erkennen, seitdem eiserner Wille unliebsame Gegnerschaft zum Schweigen gezwungen. Aber wer tiefer blickt, Zusammenhänge zu fassen sucht, da wo sich dem Flüchtigen nur einzelne Erlebnisse zeigen, der sieht ein Durcheinanderwogen von Strömungen, von Treibendem und Getriebenem, von Gebärendem und Vergehendem, von Lebendigem und schon Abgestorbenem im Gange des Geschehens. Die brodelnden Massen kommen nicht zur Ruhe — heute ebensowenig wie vor und in dem Kriege — nur weniger sichtbar, seitdem Presse und Parlament durch harten Druck zur Kirchhofsstille gezwungen sind. Aber gerade deshalb im Inneren um so gärender, als diese Ventile nicht mehr strömende Dämpfe ableiten können, sondern Gefahr des Überkochens und Berstens überhitzter Kessel in sich tragen. Dazu kommt, daß die im Kriege gegründete — schon damals nur durch gemeinsame Not mühsam gekittete — Waffenfreundschaft mit Frankreich sich in gärenden Haß verwandelt hat, und daß England deutlich fühlbar mit Italien nur ein Katze- und Mausspiel treibt, Italien hofiert, wenn es sich seines Armes sichern will, aber brüsk bei Seite stößt, wenn solche Hilfe nicht von Nöten — bezeichnend heute der in Italien mit übertriebenem Jubel angekündigte und dann von England ohne ersichtlichen Grund aufgegebene Besuch Chamberlains bei Mussolini; ganz Italien hat diese Weigerung als schmerzliche Ohrfeige empfunden. — Deutschland aber ist noch immer nicht geheilt von der Schwäche einer den Kopf trübenden Sentimentalität in fast allen Überlegungen: es sieht in Italien noch immer den Verräter des Dreibundes, den undankbaren kleinen und früher mit Gönnermiene freundlich behandelten Mitläufer, der Wohltaten mit schnödem Undanke gelohnt habe.

Der Deutsche macht gar oft den Fehler, die Beziehung zum Gewollten als Brille auf die Nase zu setzen und dann, voreingenommen bis zum tiefsten Sinne, die Dinge dieser Welt zu betrachten und ihre Motive zu finden sich zu vermessen.

Italien erscheint dem flüchtigen Zuschauer als eine Einheit, weil es ein Reich bildet, eine Regierung hat, eine Sprache spricht. Aber in Wahrheit sind die Gegensätze zwischen Nord und Süd tiefer und unverbrückter, als in Deutschland die Mainlinie zeigt. In Italien endet Europa, europäisches Denken bald hinter Rom. Der Süden ist Orient oder Pforte zum Orient. Auch der Faszismus kann diese Scheidung nicht verwischen — wohl äußerlich, indem er auch im Süden freie Rede mit harter Hand unterdrückt — nicht aber innerlich, wo arabisch-sarazenische Geistigkeit aus jahrhundertealter Blutwandlung seinem aufdringlichen Wesen entgegensteht.

Doch auch im Norden ist in Wahrheit dem feiner blickenden Auge der Faszismus nur Tünche, nur Mache weniger ehrgeiziger und lärmender Gewalthaber, die eigene Ungeistigkeit hinter lauter Geste verstecken. Aber es ist ein Irrtum zu glauben, eine so durchgeformte Seelengestalt wie die eines romanischen Volkes und besonders die so differenzierte des italienischen könnte von gestern auf heute seine innerste Struktur verändern, das Formprinzip verleugnen, das sie gebildet. Der Norditaliener ist ebensowenig wie der südliche von Natur ein Draufgänger; aber seine Geschichte hat in ihm andere Fähigkeiten entwickelt, die der Faszismus verleugnet, wenn er ihm Lehre und Praxis der Gewalt aufzwingt. Struktur und Atmosphäre des italienischen Lebens sind demokratisch, kollektivisch, fast sozialistisch. Deshalb kann Demokratie, Sozialismus mit Gewalt wohl eine Weile unterdrückt, nie aber zum Untergang gebracht werden. Der Italiener ist leicht entzündbar, leicht berauscht, schnell begeistert. Ihm gefällt kurze Weile, Theater und Kino, laute Geste und pomphafte Rede. Aber ihm eignet zugleich natürliche Kritik, die schnell erkennt, ob hinter den Worten auch die Tat steht. Unreifen Jünglingen und schwärmenden Backfischen imponiert die römisch-imperiale Geste, die an Stelle stiller, ruhiger Arbeit Paraden in Schwarzhemd mit Fahnen und schlechter Musik aufführt. Aber die Geste ist innerlich unwahr, weil das Löwenfell des Theaterspiels nicht auf die Dauer den friedlichen Charakter des arbeitsfrohen, selbstgenügsamen Volkes überschreien kann. Manche glauben, daß Mussolini noch im Stande sei, die Periode des Schwätzens durch ernste, erfolgbringende Arbeit abzulösen. Aber auch er ist nicht mehr Herr seines Wollens: nicht er hat mehr die Partei in der Hand, die Partei hat ihn. Die Partei aber ist nicht das Volk, sondern eine geschäftemachende, postenhungrige Clique, deren Einfluß um so geringer wird, je weiter die Entfernung von Rom wächst.

Süditalien ist überhaupt nicht faszistisch. Die paar Präfekten und Bürgermeister in den Städten können nichts erreichen gegen eine Volksmasse, die lärmendem Trommelschlag fremd gegenübersteht, weil er keine Arbeit, kein Verdienst, keine Lebensbesserung bringt. Süditalien ist eben Orient mit orientalischem Denken, orientalischem Phlegma. Daran ändert auch nichts die lärmende Lebensart, die Leichtigkeit und der Frohsinn, den lachende Sonne und blauer Himmel dem in dürftigster Armut vegetierendem Volke an Stelle nahrhafter Speise geschenkt hat. Der Norditaliener ist demgegenüber germanisch durchwachsen und so in die Gedankenwelt des Europäers eingedrungen. Dem südlichen mangelt solche Geistigkeit; er ist problemlos und ungeistig, hängt mit allem Denken und Fühlen nur an den Sorgen des kleinen Alltags, ohne Schwung und Ideen für Weiteres. Glühende Sonne und bittere Alltagsnot lassen geistiges Streben nicht gedeihen. Der Süditaliener hat flache Stirn, gekrauste Haare und aufgeworfene Lippen: afrikanische Sklavenzüge. Er denkt schwunglos, verschlossen, innerlich unzugänglich, erdgedrückt. Er will keine großrednerische Weltpolitik des Faszismus, er will friedliches Leben, seine Arbeit und seine Ruhe. Der Faszismus kann sich bei ihm die Herrschaft nach außen erobern — wie es Römer, Germanen, Sarazenen, Normannen, Deutsche, Franzosen, Spanier und dutzend Andere getan haben — aber er wird ebensowenig wie sie alle den Süditaliener sich innerlich verbinden.

Der Norditalienet fühlt in europäischen Problemen: er ist immer unzufrieden, unfertig, immer kompliziert. Wohl hat ihm Garibaldi die Einigung Italiens gebracht. Wohl hat der Weltkrieg äußere Erfolge geschaffen. Aber das Los des Einzelnen wie der Masse ist unverändert schlecht geblieben, wie es vor dem Kriege gewesen war. Lebenshaltung, Verdienst und Verdienstmöglichkeiten sind nach europäischen Verhältnissen gemessen gleich jammervoll geblieben, Bildung, Aufstieg, Zukunft der Masse verschlossen. Aber sie ist von Natur aus begabt und geistig hungrig, greift nach jedem Worte, das Besserung der Lage verheißt.

Der Sozialismus hat in Italien die ihm nach dem Kriege gebotenen Gelegenheiten verpaßt. Er hatte unter Giolitti zusammen mit den Popolari eine tragfähige Kammermajorität. Aber er wußte mit den schnell erworbenen Machtmitteln nichts anzufangen: die Besitzer der Fabriken waren längst am Ende ihres Lateins und verstanden nicht, das durch langen Krieg und seine Nöte verbummelte Volk zu ernster Arbeit zurückzuführen. So brauchte der Faszismus nur eine reife Frucht zu pflücken, als er die Herrschaft an sich riß. Aber Demokratie und Sozialismus sind keineswegs in Italien tot, mögen sie auch noch so brutal zum Schweigen verdammt sein. Sie leben unter der Oberfläche und wachsen in der Stille, je mehr sich die Überzeugung von der inneren Hohlheit des Faszismus Bahn bricht.

Der Faszismus lebt von drei Lügen: einmal der Dolchstoßlegende des Sieges und der nachträglich geraubten Siegesbeute, weiter der Legende von der Rettung vor dem Bolschewismus, und endlich dem Märchen von der Lebensnotwendigkeit eines neuen italienischen Imperialismus. Die Gebildeten haben längst diese Lügen erkannt, und im Volke selbst wächst ihre Erkenntnis zusehends.

Ein letztes kommt hinzu: der Faszismus leidet tödlich an dem inneren Widerspruche, zugleich revolutionär und autoritativ sein zu wollen. Er hält scheinbar die alte monarchische Autorität am Leben, unterhöhlt sie aber praktisch so, daß sie zur Marionette geworden ist. Auch dieses unwahre Spiel muß enden, wenn die Massen von der Hohlheit des herrschenden Regimes überzeugt geworden sind.

Der Italiener ist kein überzeugter Monarchist; der Süditaliener noch weniger als der des Nordens. Aber auch hier ist die Monarchie im Grunde nur repräsentative Folie, die nicht mit dem Herzen verwachsen ist. Sie kann es ja auch gar nicht sein, da sie nicht bodenständig, sondern nur einem glücklichen revolutionären Zufall ihr Dasein verdankt. Aber weil sich die Monarchie stets klug zurückgehalten hat, genießt sie auch in den Kreisen Sympathien, die in andern Ländern pronouziert republikanisch sind. Jedoch wird sie möglicherweise wie in den Tagen des Risorgimento das ganze Volk hinter sich finden, wenn der unvermeidliche Zusammenbruch des Faszismus das heute in den Tiefen wühlende Chaos zur Explosion bringen wird. Dann wird eine Autorität ganz von selber notwendig sein, die die überquellenden Ströme wieder in ein ruhiges Bett leitet.

Manche erwarten diese Autorität von der Kirche. Aber solche Annahme dürfte irrig sein: die Kirche hat zwar ungeheuren Einfluß im Volke — besonders im Süden, wo auch heute noch der Priester fast autokratisch seine Gemeinde beherrscht — aber die Kirche ist nicht im Stande gewesen, der furchtbaren sozialen Not zu steuern — im Gegenteil großenteils ist diese erst von der Kirche mit ihren unerträglichen Abgaben geschaffen worden.

Ein letztes kommt hinzu: der Faszismus hat keine Köpfe, die in den nahenden Zeiten der Not statt hohler Phrasen Brot geben könnten. Die Intelligenz steht — wie ich schon neulich ausführte — abseits. Die heutigen Führer sind Maulhelden ohne Ideen. Mussolini redet wie jeder Italiener blendend, zündend, auch hie und da mit geistreichen Gedanken und Aperçus. Aber selbst hinter seinen gutklingenden Worten steckt doch verschwindend geringe Geistigkeit. Noch vor Jahresfrist hörte man über seine Reden nur überschwengliche Begeisterungsworte — heute lächelt im vertrauten Kreise schon der und jener, spricht vom Schauspieler — und nicht einmal einem guten. Wenn aber Mussolini einmal nicht mehr da sein wird — die Antwort darauf ist überall verlegenes Schweigen. Die Situation ist in manchen Punkten nicht unähnlich der Bismarckschen Zeit: auch dieser hatte versäumt, sich Mitarbeiter und Nachfolger zu ziehen; als er ging, brach der Bau zusammen, den seine Persönlichkeit, aber auch nur diese zusammengehalten hatte.

Die innere Not Italiens wächst zusehends: die Preise sind unerschwinglich, und die Löhne ermöglichen nicht einmal ein beschei-

denes Existenzminimum. Trotzdem baut auch hier noch die Regierung, um sich vor dem Zusammenbruch zu retten, mit Gewalt ab. Aber schon werden Hungerrevolten aus Norditalien gemeldet, die ersten Anzeichen drohender Gärung eines verhungernden Volkes.

Erfolge in der äußeren Politik sollen nun drohende Stürme ablenken. Aber man glaubt nicht mehr so recht an all diese Phrasen, die mit den Jahren allzu abgegriffen geworden sind. Der Italiener und besonders der Süditaliener will bei Leibe keinen Krieg; ihm ist die Erinnerung an die Not des eben überstandenen noch grausig genug. Er hat ja in Wahrheit dem Volke nichts wie Enttäuschung gebracht; denn was hat wohl der Mann aus Neapel oder Palermo davon, daß der Brenner oder Triest italienisch geworden? Er weiß kaum, wo beides liegt. Aber die Not spürt er am eigenen Leibe, die irrsinnigen Steuern, die leeren Hotels und die wahnsinnigen Preise. Alles das weiß der Einzelne auch ganz genau und bewertet so die Kriegsfanfaronaden des Faszismus. Wehe aber, wenn aus den Worten einmal blutiger Ernst werden sollte · dann wäre die Empörung des getäuschten Volkes ungemessen. Und Italien hat ja nicht nur eine sizilianische Vesper gehabt. Wer die blutgetränkte Geschichte dieses Landes kennt, der weiß, daß nirgends sonst so oft das „Kreuzige" dem „Hosiannah" gefolgt ist. Die Luft ist schicksalsschwanger im heutigen Italien *).

Rom Spectator Romanus

Wöchentliche Chronik

Erzbischof Söderblom hat anläßlich des 80. Geburtstages des Reichspräsidenten an den Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses ein Schreiben gerichtet, in dem er des „christlichen Charakters" und seiner „in den allerverschiedensten und schwierigsten Verhältnissen der Geschichte des Vaterlandes unverbrüchlich vollzogenen Loyalität in nie versagender, immer wieder zur Bewunderung einer mißtrauischen Welt bewährter Pflichterfüllung" gedenkt.

Der Gutachter der evangelischen Kirche Oberkonsistorialrat Troschke hat den Christusfilm als das evangelische Empfinden verletzend abgelehnt. DEK

Die evangelischen Geistlichen in Bonn haben unter Zustimmung des Presbyteriums die kirchliche Trauung der Prinzessin Viktoria mit dem Russen Zubkow abgelehnt. DEK

Nach einer Mitteilung des Regierungsvertreters im Bildungsausschuß des Reichstages sind heute nach den Angaben der Länderregierungen 81,4 % der deutschen Volksschulen Bekenntnis-, 18 % Gemeinschaftsschulen. EPD

Die gesetzliche Todesstrafe wurde in Deutschland ausgesprochen: 1919 in 89, 1921 in 149, 1922 in 126, 1923 in 77, 1924 in 112, 1925 in 95 Fällen. Vollstreckt wurde sie 1919 in 10, 1921 in 28, 1922 in 26, 1923 in 15, 1924 in 23 und 1925 in 22 Fällen. EPD

Die interalliierte Kommission im Rheinland hat in Übereinstimmung mit dem Komandierenden General der französischen Besatzungstruppen beschlossen, die Bordelle im besetzten Gebiet zu schließen. Abolitionist 6

AELKZ 44 schreibt über eine Betrachtung von Alfred Fischer im Protestantenblatt 42: „Wir haben von dem Verfasser schon manches gelesen, worin wir uns mit ihm einig finden können. Für diese Betrachtung werden ihm viele besonders danken: sie kommt aus der Tiefe einer christlichen Seele. D. Fischer würde sich verdient machen, wollte er im Protestantenblatt öfter solche geistlichen Speise darreichen."

Auf Deutsche Grube bei Bitterfeld hat ein evangelisches Ehepaar die Mittel für den Bau einer neuen Kirche gestiftet. An dem Bau eines Gemeindehauses hat sich die ganze Gemeinde vom Oberingenieur bis zum Maurerlehrling in freiwilligem umsonst geleistetem Dienst beteiligt.

In der katholischen Mariengemeinde in Hannover fanden 1925 bei 115 standesamtlichen Eheschließungen nur 38 kirchliche Trauungen statt. Unter den 179 Geburten desselben Jahres wurden 92 getauft, 87 nicht getauft. Von 1919 bis 1925 sind 523 Ehen geschlossen worden, an denen Katholiken beteiligt waren. Unter diesen Familien sind 250 noch anfässig; sie haben 188 Kinder und zwar 107 Familien eines, 33 zwei, 3 drei und 1 sechs. (KVZ) DEK

Nach amtlichen Nachrichten sind in der Tschechoslowakei seit Begründung der Republik 724 507 Staatsbürger aus der katholischen Kirche ausgetreten. Eine halbe Million davon haben sich der Tschechoslowakischen Nationalkirche, die übrigen den protestantischen Kirchen angeschlossen, die jetzt 990 319 Glieder zählen. Die Tschechische Nationalkirche hat nach „Ecclesiastica" vom 8. Oktober 1927 gegenwärtig 176 genehmigte Kirchengemeinden, 171 Geistliche und 67 Religionslehrer. In ihrem Priesterseminar werden 89 Theologen herangebildet. 71 Kirchgemeinden werden neu organisiert, 28 sind in Vorbereitung. In 17 Ortschaften verfügen die Gemeinden über eigene Häuser.

*) „Katholische Kirchenzeitung" Nr. 25 S. 233 beklagt sich mit Recht über die Geschichte von der Nebenarbeit eines Kaplans in Süditalien CW 8 Sp. 374. „Mit Recht" — wenn man die Geschichte ernst nimmt. Wir nahmen sie nur für einen Bericht davon, was dort geschwätzt wird. D H

Die polnische Behörde hat das deutsche evangelische Eleonorenstift enteignet und der Gemeinde als Ertrag der Liquidation 2100 Zloty abzüglich 215 Zloty Liquidationskosten ausgezahlt, wogegen Protest erhoben wurde. Das Stift ist im vorigen Jahre der katholischen Kirchengemeinde übergeben, die bis heute damit noch nichts anzufangen wußte.

Bischof Barnes wird von freikirchlicher Seite als neuer Luther angesprochen; von anglo-katholischer Seite hat sich gegen ihn ein Protest Committee gebildet.

94 chinesische Delegierte haben auf einer Konferenz beschlossen, die bisherigen Bindungen zu lösen und eine Kirche Christi in China zu bilden. Die neue Kirche umfaßt 1000 Kongregationen in 16 Provinzen und damit etwa ein Drittel aller chinesischen protestantischen Christen; in ihrem Gebiet sind 1200 Missionare tätig.

Ein in Japan tätiger evangelischer Geistlicher Walton hat den Schriftleiter einer in Tokio erscheinenden Tageszeitung mit 700 000 Lesern veranlaßt, allsonntäglich eine christliche Predigt oder Abhandlung zu veröffentlichen. Durch daraufhin eingegangene Fragen kam Walton mit 8000 „Heiden" in Briefwechsel, von denen später 1250 als Taufbewerber eingeschrieben wurden.

In Amerika ist eine einheitliche englische Übersetzung des Kleinen Lutherschen Katechismus durch ein zwischensynodales Komitee fertiggestellt; bisher wurden in den lutherischen Kirchengruppen verschiedene Übersetzungen gebraucht.

Die Regierung von Ecuador hat nach mexikanischem Vorbild allen ausländischen Geistlichen den Eintritt in das Land verboten. Auch in Guatemala bestehen ähnliche Verhältnisse.

Von Personen. Abgelehnt: Professor D. Karl Barth in Münster für Bern *); Professor D. Emanuel Hirsch in Göttingen für Leipzig. Promoviert: Pfarrer Eduard Thurneysen in Basel zum D. von Gießen; Professor Jakob Hausheer in Zürich zum D. von Basel. Ernannt: Generalsuperintendent D. Georg Burghart zum geistlichen Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats. Gewählt: Regierungsrat Dr. Dahlem in Mainz zum Vizepräsidenten der hessischen Kirchenregierung. In den Ruhestand: Generalsuperintendent der Grenzmark D. Kiel in Schneidemühl. Gestorben: D. Reinhard Möller, einst Präsident des DEKA und EOKR in Berlin. — Berufen und angenommen: Professor D. Wobbermin zu Vorlesungen an der Universität Chicago, Professor D. Frick zu Vorlesungen an Hartford Seminary, Conn. E St

Die Legende vom Herrn

Von Walter von Molo. München, Albert Langen 1927. 320 Seiten. 5, geb. 7.50 M. **)

Seit Jahren hat sich Walter von Molo bereits mit dem Christusproblem beschäftigt. Seine Romantrilogie vom Bobenmatz zeigte von Band zu Band deutlicher, daß der Dichter es versucht hatte, die Frage etwa zu beantworten, wie sich unsere Zeit zu den grundlegenden Gedanken Christi stellt und wie etwa eine Christus ähnliche Gestalt durch unsere Zeit gehen würde. Wer diese drei Bände gelesen hat, wer sie aufmerksam durchdacht hat, wird zu dem Ergebnis gekommen sein, daß hier ein Gesellschaftskritiker der radikalsten Art ein Bekenntnis abgelegt hat, das Achtung beanspruchte, weil es unbedingt wahrhaftig gegeben war, das aber in seiner oft auf die Spitze getriebenen Tendenz volle Überzeugungskraft nicht mehr erreichte. Hatte sich mit der Bobenmatztrilogie der Dichter etwa in die Linie des Gerhart Hauptmannschen Christusromanes wenigstens inhaltlich gestellt, so tritt er mit seinem eigentlichen Christusroman neben die Gegenwartsdichter, die sich der Aufgabe hingaben, ein Bild des Lebens Jesu zu zeichnen, also etwa neben R. H. Bartsch, der zwar nicht nach den Evangelien, aber nach einer Legende sein Christusbuch „ER" schrieb. Walter von Molo nennt sein Buch: Die Legende vom Herrn. Wie sollen wir diesen Titel fassen?

Der gewöhnliche Sprachgebrauch zwingt uns, unter Legende entweder eine Heiligenerzählung zu verstehen oder aber den Ton auf Legende legend: eine Erzählung von Ereignissen, die niemals in der Geschichte wirklich geschehen sind. Dann würde Walter von Molo also entweder der Auffassung sein, daß Jesus im günstigsten Fall ein Prophet von allererster Größe gewesen ist, von dem wie von allen Heiligen legendenhafte Erzählungen umgehen, in denen ihr Geist sich veranschaulicht, von denen sich aber nicht sagen läßt, wieweit sie wirklichen Ereignissen folgen, oder er würde mit Drews u. A. nur einen Mythos Christus annehmen. Nach der Lektüre des Buches neigt man wohl der ersten Auffassung zu; denn mit Christus steht an vielen Stellen des Buches die Bezeichnung Prophet in engster Verbindung. Wie dem aber auch sei, beide Annahmen zeigen, daß Walter von Molo hier Sprachrohr sogenannter moderner Christusauffassungen ist. Noch besser, daß er Sprachrohr jener Auffassungen ist, die etwa vor einem Jahrzehnt

*) In einem Teil der Auflage schon durch vorige Nummer mitgeteilt.

**) Eine Behandlung des Buches durch einen unserer ständigen Mitarbeiter behalten wir uns vor. Einstweilen bringen wir diese unaufgefordert uns zugegangene Besprechung. D H

für wissenschaftlich galten, heute aber eigentlich schon wieder überwunden sind. Die christlichen Kirchen aller Richtungen haben sie nicht angenommen. Die erste Auffassung ist zudem keineswegs modern; denn der Mohammedanismus hat sie schon seit Jahrhunderten vertreten. So zeigt sich hier eine ähnliche Bewegung in der neuen Zeit, wie wir sie aus dem niedergehenden Altertum kennen, wo man eine Auffrischung der abgestorbenen eigenen Religionen durch morgenländische versuchte. Walter von Molo wird die Ablehnung seiner Auffassung durch die Kirchen nicht viel ausmachen. Sein Bobenmatz zeigte ja schon deutlich, daß er sie nicht mehr für die Träger wahren Christusgeistes hält. Er wäre ein schlechter Dichter, wenn er darüber hinaus nicht seine Auffassung für die richtige hielte. Er wäre nicht der subjektive Mensch, der er ist, wenn er nicht alle, die sich dieser Christusauffassung nicht anschließen können, für versteinerte und verstockte Geister hielte.

Diese Einstellung zu dem Grundproblem hat nun für seine Gestaltung einschneidende Folgen, die sich weniger im Ablauf der Ereignisse, in dem er sich im ganzen an die Evangelien hält, als in der Charakterzeichnung der Jünger offenbart. Hier zeichnet er besonders in Petrus, Matthäus und den weniger hervorgetretenen Jüngern Thomas, Jakobus usw. Gestalten, die eigentlich mit den geschichtlichen Menschen kaum mehr als den Namen überein haben. Mag sein, daß Lessings Auffassung von der Treue, die der Dichter geschichtlichen Charakteren schuldig sei, nicht in vollem Umfange zutreffend ist. Befremdend wirkt diese Freiheit in der Charakterzeichnung auf jeden, der sich aus Evangelien und Apostelgeschichte nebst den Briefen des Neuen Testamentes ein Bild von den Jüngern gemacht hat. Gerade diese Gestaltungsfreiheit aber bedeutet einen Beweis mehr dafür, daß Walter von Molo an die Geschichtlichkeit der Ereignisse und, möchte man meinen, auch der Gestalten um Jesus nicht glaubt. Und so muß der Verstand ersetzen, was das starke Gefühl des Glaubens sonst geben würde. In den Jüngern Jesu, wie sie dieser Dichter zeichnet, haben sich Menschen der Gegenwart abgebildet, die bestimmte mehr oder weniger ausgeprägte rationalistische Einstellungen zu dem Geiste Jesu darstellen. Petrus ist der Typus des Hoffärtigen, des Selbstgerechten, der in seinem Glauben an Jesus Unfertige. Im ganzen stößt seine Gestalt durchaus ab, wie denn überhaupt mit Ausnahme des Johannes alle Jünger dauernd in ihrem Vertrauen zu Jesus straucheln, weil sie noch durchaus in irdischen Bindungen und Auffassungen stehen. Das gilt von Matthäus wie von Judas, der überhaupt recht spät auftaucht und dessen Verrat auch wieder durchaus rationalistisch erklärt wird als der Versuch, Jesus in den Kampf um das weltliche Reich hineinzutreiben. So bleiben gerade in der Gestaltung der Jünger die Nähte zu sichtbar, als daß man die innere Befriedigung gewönne, die von jedem völlig gelungenen, d. h. überzeugenden Kunstwerk ausgehen muß. Man sieht überall zu deutlich, daß durch die Jünger die Beziehung zu modernen Gedankengängen hergestellt wird, die das Buch zu mehr als einer geschichtlichen Dichtung machen sollen. Das hat die weitere Gefahr in sich, die auch nicht völlig vermieden ist, daß nämlich eine Kluft sich auftut zwischen der geschichtlichen Bewußtheit von dem Welten besiegenden Einfluß des Geistes Jesu, der durch die Jünger in die Welt getragen wurde, und der Empfindung, daß diese im Sinne Jesu unzulänglichen Jünger niemals diese Kraft vermitteln konnten.

Auch sonst bemerkt man auf Schritt und Tritt, daß hier mehr konstruiert, rationalistisch konstruiert als Empfindung einfach gestaltet wurde. Jesus der Heilende erscheint hier nicht als eine geistige Kraft, die Glauben weckt und durch den Glauben heilt, sondern als ein gleichsam elektrisches Kraftzentrum, von dem ein körperliches Fluidum ausströmt, von dem die Heilung magnetopathisch ausgeht. Das ist rein rationalistische Deutung, die zu der rationalistischen Gesamtauffassung des Christusproblems stimmt, aber eben noch mehr ins Zeitalter des Naturalismus gehört als in unseres, das nun doch angefangen hat, sich von materialistischen Gedankengängen loszulösen. Diese Einstellung zu der Dichtung in ihrer Grundrichtung darf uns freilich nicht die Augen davor blenden, daß diese Grundrichtung jeden kleinsten Teil der Legende beeinflußt, so daß sie von ihrem Standpunkte aus durchaus folgerichtig gestaltet. Das geht soweit, daß selbst in der sprachlichen Form Naturalismen begegnen, die oft genug unangenehm berühren, um so unangenehmer, als sie zu dem an den Evangelien gebildeten, gar nicht mehr eigentlich Moloisch anmutenden Stil in auffälligem Gegensatz stehen. Ein paar Beispiele müssen hier zum Beweise angeführt werden. Petrus sagt z. B. zu Jesus: „Ich kann mir meinen Bauch doch nicht abreißen, Herr, ich gebe zu, es hungert mich.“ Worauf die im Munde Jesu fast blasphemisch anmutende Antwort folgt: „Nein, Petrus, das sollst du auch nicht, dazu ist dein Bauch viel zu schön.“ Ebenso naturalistisch wirkt es, wenn Petrus von dem Eindruck der Predigt Jesu im Stil der Straße sagt: „Ich hörte ihn predigen und mir wurde ganz anders.“ Selbst bei Johannes, der sonst so überaus fein und echt gezeichnet wird, finden wir solche Entgleisungen, wenn er das einfach unmögliche Bild gebraucht: „Du hast sehr große Liebe in mich gezimmert.“ Ungeheuerlich erscheint es gar, wenn Petrus sich als des kommenden Königreiches Hofmarschall bezeichnet und Matthäus zu den Pharisäern sagt: „Den Zehent unseres Königreiches hebe von heute ab ich ein.“ Wenn die Jünger in der Tat sich im Wortsinne als Heerbann bezeichnen, indem Petrus an der Spitze der Rotten marschieren will, bis Jesus sie einnimmt, und wenn von den Jüngern hinter Jesus gesagt wird: „Sie lachten und verteilten weiter das Land unter sich, im Reiche, das jetzt anhub.“ Oder, wenn er Petrus wieder sagen läßt: „Wenn er (Jesus) glaubt, daß ich meine Hütte und Kähne verschenke, dann wird er sich täuschen. Ich gebe meinen Besitz erst her, habe ich den Messias gesehen, hat er mir das Einkommen gesichert, was mir als Hofmarschall gebührt, dann kann ich verzichten, dann tut der Verlust nicht mehr weh; früher gebe ich nichts ab“ und: „Weil ich nicht glaube, daß alles so wird, wie es unser Herr meint, darum, du leichtgläubig Kind (Johannes). Wenn zwei Winde widereinander wehen, kommt man nur weiter, segelt man bald mit dem einen, und bald mit dem andern; die Menschen müssen sich vertragen.“ Solche nicht vereinzelte Aussprüche wirken nicht nur durch ihren Inhalt wie Flecken auf dem Hintergrunde der Evangelien, sondern auch rein sprachlich zeugen sie von geringer Empfindung für sprachliche Entgleisungen. Man hat wiederholt den Eindruck, als habe der Dichter hier einmal abgelassen zu feilen, als habe er dieses Werk nicht, wie es sonst bei ihm Brauch war, wiederholt durchgearbeitet. Und das ist bedauerlich, gerade weil der Dichter hier offenbar ein neues Höhenwerk schaffen wollte. Und in den Reden Jesu und in seiner Gestaltung auch gegeben hat. Freilich, hier hält er sich enger als in der Gestaltung der Jünger an die Evangelien, wenn er auch schönste Stellen der Evangelien unbeachtet gelassen hat, weil sie in den Rahmen seiner rationalistischen Jesusauffassung nicht hineinpaßten: wie die Geburtsgeschichte aus dem Lukas, wie die Jugendgeschichte Jesu überhaupt. Selbst die Gethsemanegeschichte erkennt man kaum wieder, zumal sie von dem inneren Kampf Jesu so gut wie nichts fühlen läßt. Auch die Kreuzigungsszene wirkt matt, wenn nicht gar platt. Jesus, der Naturfreund, tritt uns kaum entgegen. Wundergeschichten wie die Stillung des Sturmes, das Wandeln auf dem Meere sind fortgelassen, und wenn sie gebracht werden, werden sie ihrer poetischen Wirkung entkleidet und rationalistisch, um nicht zu sagen, sophistisch erklärt, so die Sättigung der 4000, die als geistige Sättigung rationalisiert wird. Aber wie er die in den Evangelien zu Reden zusammengefaßten Gleichnisse etwa in sie hervorrufende Szenen hineinstellt, das zeigt doch wieder, daß auch die alte Kraft des Dichters nicht erloschen ist.

Soll ich zusammenfassen, so bleibt ein Bedauern vorherrschend. Mit Rationalisierung ist einem Wesen wie Jesus und der von ihm geschaffenen Bewegung nicht beizukommen. Seine geistige Kraft, für die an sich Molo ein feines Empfinden hat, verleugnet sich selbst, wenn sie nicht auch in seinen Jüngern mächtig gezeigt wird. Dazu reicht der eine Johannes nicht aus. Daß hier Molo versagt hat, vielleicht seiner ganzen Einstellung nach versagen mußte, ist nicht zu übersehen. Es verschweigen, hieße nicht, dem Dichter die Achtung und Liebe zu bezeigen, die ihm Kraft seiner früheren Werke bis zu der schon weltanschaulich bekämpfbaren Bobenmatztrilogie gebührt. Was er hier gegeben hat, ist nicht die Jesusgestaltung, die unsere Zeit braucht, es ist auch nicht die geschichtliche Erneuerung der Ereignisse vor bald zwei Jahrtausenden; es ist eine späte Tat des naturalistisch-materialistischen Zeitalters, die künstlerisch sehr viel tiefer und echter Gerhart Hauptmann in seinem Emanuel Quint gelungen ist. Es ist auch nicht der Tat vergleichbar, die bei ihrem Erscheinen die Evangelienharmonie Benzmanns bedeutete, indem sie lyrisch Jesus als den zur Selbsterlösung aufsteigenden ewigen Menschen schuf. Es ist auch nicht die Andacht, die uns das Buch von Bahrsch „ER“ so lieb machte. Denn es ist nur vernünftlerische Tat, und wo es mehr zu sein scheint, da ist es der Atem der alten Evangelien, der selbst hier noch spürbar ist, der der Konstruktion wirkliches Leben mitteilt und eine Ahnung in uns wach werden läßt von der Göttlichkeit des Geistes, der in Jesus einmal körperliche Gestalt annahm.

Stralsund Ernst Lemke

Bücher und Schriften

für den Weihnachtstisch

Für Gott und das Volk. Von Walter Rauschenbusch. Gebete der sozialen Erweckung. Übersetzt und bearbeitet von M. Griebel und Professor D. Dr. Heinrich Frick. Mit einem Anhang von C. H. Moehlmann und einem Bilde Rauschenbuschs. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1927. 102 S. Geb. 2 M.

Dieses Buch läßt sich nicht in irgendeiner landläufigen Rubrik unterbringen. Die amerikanische Ausgabe hat eine riesige Verbreitung gefunden. Der Verfasser, von deutschen Eltern stammend, ist dem älteren Geschlecht auch in Deutschland von manchem öffentlichen Auftreten her in guter Erinnerung. Sein Buch enthält Gebete, die ein Mensch aus tief leidenschaftlicher Hingabe an die Sache des Volkes und im Kampf um den Glauben an das kommende Reich Gottes geschaffen hat, Bekenntnisse eines männlichen Geistes. Als solche haben sie Jedem etwas zu sagen. Das fein ausgestattete Buch enthält u. a. folgende Abschnitte: Die soziale Bedeutung des Vaterunsers, Gebete für Morgen, Mittag und Abend, Lob und Dank, Gebete für soziale Gruppen und Klassen, Gebete heiligen Zorns (gegen Alkoholnot, Mammonsknechtschaft, Unreinheit usw.). Nicht etwa nur Theologen, sondern religiös Interessierte jeder Richtung, alle in der sozialen Arbeit Tätigen, insbesondere auch Krankenschwestern, werden von dem Buche dauernd reiche Förderung erfahren.

Herbert Stahlenberg

Das Jahr der Kirche in Lesungen und Gebeten. E. Linderholm: Neues Evangelienbuch, in zweiter Auflage, vermehrt und überarbeitet mit W. Knevels und G. Mensching von Rudolf Otto. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. Geb. 10 M.

Wer irgend selbst in liturgischen Dingen mitarbeitet, der weiß auch, wie bei diesen nur die Erfahrung durch langen, lebendigen Gebrauch, niemals aber die bloße theoretische Kenntnisnahme zu einem Urteil über Wert oder Unwert neuer Versuche führen kann. Wenn es sich nun bei dem vorliegenden Versuch einer neuen Gestaltung des Kirchenjahres eben um ein neues Perikopenbuch handelt, das Jahre verlangt, ehe es auch nur ein einziges Mal wirklich durchgebraucht ist, so ist offenbar eine wirklich sachgemäße Beurteilung im Einzelnen zunächst noch gar nicht möglich. Dagegen ist es möglich und notwendig, sich von der grundsätzlichen Art des Buches Rechenschaft zu geben.

Linderholm-Ottos Werk ist nach zwei Seiten hin bedeutsam. Zunächst für das liturgische Gebiet selbst. Die bisherige „liturgische Bewegung" hatte es überwiegend mit der Gestaltung des einzelnen Gottesdienstes zu tun und war mit deshalb, weil sie den einzelnen Sonntag isoliert in Angriff nahm, der Gefahr des uferlosen Zerfließens in subjektive Einfälle ausgesetzt. Otto, selbst an dieser liturgischen Bewegung lebhaft beteiligt, zeigt ihr hier die festen Ufer, die den Strom des liturgischen Lebens eindämmen, aber damit ihm auch Richtung weisen und gesammelte Kraft verleihen. „Das Jahr der Kirche" — das heißt doch zugleich programmatisch: das gottesdienstliche Jahr gehört der Kirche, sie nach dem Gesamtbesitz ihrer Verkündigung hat es zu ordnen, und alle liturgische Arbeit bekommt an diesem kirchlich geordneten Jahr ihren Grund und Halt. Und dies nicht nur äußerlich. Indem die kirchliche Ordnung des Jahres den Gesamtgehalt der kirchlichen Verkündigung zu entfalten sucht, gibt sie zugleich die innere, theologische Normierung für jede liturgische Bewegung, die Wert darauf legt, fruchtbar, d. h. dem Ganzen dienend zu sein.

Damit ist zugleich schon die zweite, die theologische Bedeutung berührt, die ein Buch wie das vorliegende notwendig und viel stärker, als man heute bei solch „liturgischen" Dingen zugeben will, hat. Ja diese zweite ist eigentlich die erste, die entscheidende Seite der Sache. Schon die Idee des Kirchenjahres selbst steht und fällt mit dem Mut, das voll Geschichtliche der Offenbarung zu bejahen und so ihre erinnernde Wiedergabe durch den Ablauf des Kirchenjahres für sinnvoll zu halten. Dementsprechend ist die voll durchgeführte Gestaltung des Kirchenjahres bei Linderholm-Otto unter dem einheitlichen Grundgedanken des Kommens der Gottesherrschaft vollständig getragen von der Anschauung, daß Gottes Wort uns nicht anders gesagt wird als in ganz bestimmten historischen Worten und Taten in einem bestimmten geschichtlichen Ablauf, daß daher umgekehrt diese „historischen" Dinge als Zeugen von Gott gegenwärtige Bedeutung und Geltung haben. Es ist von da her für Otto noch mehr wie für Linderholm ein wesentliches Anliegen, durch die neue Perikopenordnung die ganze Geschichtlichkeit der biblischen Offenbarung der Gemeinde vor Augen zu führen, die doch die Bibel zumeist als unterschiedslose Masse einzelner Orakelsprüche anzusehen gewohnt ist (worin die bisherigen Perikopen sie nur bestärkten). Charakteristisch dafür ist die Nebeneinanderstellung von „Petrus" „Johannes" „Paulus" bei dem Zeugnis der Apostel von Jesus als dem Christus, oder die Einstellung des Weihnachtsfestes in den „heilsgeschichtlichen" Zusammenhang durch die völlige Neugestaltung der vier Adventssonntage, die nun von der Schöpfung, dem Alten Bund, den Propheten und Johannes dem Täufer reden sollen. Aber auch der ganze Aufbau der Textauswahl bis in die festlose Hälfte des Kirchenjahres hinein (hier besonders in der Voranstellung der Kirche vor den Gaben und Aufgaben des Einzelnen) zeigt dieses geschichtliche Denken.

Durch diese theologische Position, die in der Verkündigung der Kirche bei aller Einheitlichkeit nichts Anderes sehen kann, als das Zeugnis von geschichtlich bestimmten Vorgängen, wird natürlich weitgehend das Urteil über Linderholm-Ottos Werk von vornherein bestimmt werden. Immerhin sollte das dabei allgemein zugestanden werden, daß nur von einer solchen „heilsgeschichtlichen" Theologie aus solche Dinge wie Kirchenjahr und Perikopenordnung überhaupt Beachtung, Interesse, ernsthafte Bearbeitung finden können.

Werner de Boor

Schriften zur Volkserziehung und Volkheit von N. F. S. Grundtvig. Band 1: **Die Volkshochschule.** Band 2: **Volkheit.** 405 und 438 S. Je 6.50, geb. 8 M.

Eine ganz große Sache. Nicht nur neun Jahre lang, nein länger noch haben Verleger, Übersetzer und Mitinteressierte an diesem Werke gearbeitet, das offenbar seine ganz besonderen Widerstände aufbot. Nun aber ists erreicht, und der Nationaldäne katexochen wird uns Deutsche jetzt den rechten Nationalismus lehren. Ich sage das ohne Ironie; wir wollen von ihm lernen. Man wird die zwei Bände studieren müssen. Ich bin weit entfernt, das schon getan zu haben. Aber nicht zögern durfte ich, eine so bedeutsame Erscheinung unsern Lesern eben vorm Weihnachtsfest noch vorzustellen. R

Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt. Von Joseph Wittig. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1928. 328 S. Geb. 6, auch 9 M.

Joseph Wittig hat bereits eine Gemeinde. — Es lohnt sich darüber nachzudenken, was man so zu nennen pflegt, wie und wann sie sich um einen Schriftsteller bildet.

Da redet Einer aus tiefer Einsamkeit heraus, „spricht bald was klar ihm ward, bald um sichs klar zu machen, von ihn angehenden halb, halb nicht angehenden Sachen" wie Friedrich Rückert es in seiner Weisheit des Brahmanen ausdrückt. (Übrigens ein Werk, das irgendwie mit Wittig Beziehungen hat; man möchte wohl wissen, ob er es kennt und liebt?) Dann wird ein solches Buch voll nachdenklicher Weisheit, voller Fragen und eigenwilliger Antworten in eine Zeit hineingeschickt, die doch scheinbar mit ganz anderen Problemen erfüllt ist. Aber von allen Seiten ertönt ein freudig erstauntes Echo — mitten aus feindlicher Gegenwehr heraus. Die Freunde, die der Dichter erwirbt, kennen sich untereinander nicht, sie würden sich zum Teil kaum vertragen, wenn sie zueinander kämen. Sie ärgern sich auch alle gelegentlich an manchen seiner Worte und Bilder. Aber sie haben ihm alle so viel zu danken, daß sie schließlich zu der einzig echten Freundschaftsgesinnung kommen: sich schonend seiner zu erfreuen.

Damit, daß der Leser als Einzelperson ein bleibendes Verhältnis zum Autor hat, ist aber noch keine Gemeinde entstanden. Es muß doch ein einigendes Band, wenn auch ganz unpersönlicher Art, sich um die Hörenden schlingen. Das aber scheint mir im Fall Wittig das Erstaunlichste und Bedeutendste zu sein: Obwohl er auch heute noch durchaus katholisch denkt und schreibt, hat er mehr als alle Kongresse, Zeitschriften und Organisationen dazu beigetragen, die seelische Bereitschaft für die „Una Sancta" zu schaffen. Und zwar nicht nur, weil er die Evangelischen zum Verständnis des Dogmas und der Symbolik der Kirche führt, sondern auch, weil der katholische Leser betroffen die große Luthererfahrung von der Freiheit eines Christenmenschen nachzufühlen beginnt. —

Nun liegt ein neuer Band von Erzählungen und Betrachtungen vor, der erste seit Wittigs Ausschluß aus seiner Kirche. Er erzählt manches von sich selber, er läßt auch Narben sehen, von schwerer Verletzung herrührend, — aber wirklich nur Narben, keine brennenden Wunden. Eine leiderfahrene Heiterkeit spricht aus jeder Zeile, sei es, daß er von dem Neubau seines ländlichen Hauses erzählt und den Tröstungen und Beiständen, die ihm dabei geschenkt wurden, sei es, daß er über Dogmatisches — plaudert. Ja, es gibt kein anderes Wort, und so hat es wohl Niemand vor ihm gekonnt. Oder vielmehr in unserem gebildeten Zeitalter war das den Menschen verloren gegangen: diese kindliche Sicherheit alter Zeiten, die im Mysterienspiel den Hanswurst duldet und mitten in die Erhabenheit einer gotischen Fassade allerhand Fratzen und Karikaturen anbringt, ja die Hirten im Weihnachtsevangelium zu komischen Figuren macht.

Ich weiß nicht, welche Geschichte dieses Bandes die schönste ist. Aber das weiß ich, daß ich wünsche, in vielen adventlich geschmückten Wohnstuben im deutschen Volk sollen Geschichten wie die vom ersten Schnee erzählt werden. Das gäbe den rechten Feierabend, und man könnte damit dem „Wundervogel, der sich nicht fangen läßt", vielleicht doch Salz auf den Schwanz streuen. ...

Elly Heuß-Knapp

Ein Meister des Lebens. Wilhelm von Kügelgen. Das Köstlichste aus den Lebenserinnerungen des Alten Mannes in Briefen an seinen Bruder Gerhard aus den Jahren 1840—1867, bearbeitet und herausgegeben von Paul Siegwart von Kügelgen. Der Gesamtauflage 101.—110. Tausend. Leipzig, Köhler und Amelang. 253 S. Geb. 2.85 M.

Die „Lebenserinnerungen", nicht zu verwechseln mit den „Jugenderinnerungen", des Alten Mannes sind erstmals 1923 herausgekommen. Es war wirtschaftlich die schwerste Zeit unsres Volkes; gleichwohl hat sich das Buch den deutschen Markt im Sturm erobert. Dora Rade hat es CW 1923, Nr. 49/50 mit Leidenschaft empfohlen. Die Leidenschaft war berechtigt; die Lebenserinnerungen gehören zu den besten Büchern, die im Laufe der letzten Jahre erschienen sind. Ich brauche sie deshalb heute nicht weiter zu besprechen, auch nicht zu empfehlen. In dem Bestreben, das Buch so wohlfeil als möglich und dadurch den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, hat der Verlag durch Paul Siegwart von Kügelgen seinen wesentlichen Kern herausschälen und die Erinnerungen verkürzen lassen. Mögen sie auch in der knappen Form Freunde finden und Freude wecken!

Johannes Kübel

Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als Preußischer Kultusminister, dargestellt auf Grund des Nachlasses unter Beihilfe des Generals d. J. Adalbert von Falk. Von Erich Foerster. Gotha, Leopold Klotz Verlag 1927. 728 S. Geb. 20 M.

Dieses bedeutende Buch muß in einem kurzen Hinweis noch vor Weihnachten wenigstens angezeigt werden. Eine ausführliche Besprechung muß und soll folgen. Eine solche ist notwendig, weil hier die erste großzügige und kluge, mit einem Quellenmaterial ersten Ranges fundierte, evangelische Darstellung des „Kulturkampfs" in der Form einer Biographie des Kulturkampfministers vorliegt. An katholischen Darstellungen über diese Zeit mangelt es bekanntlich nicht; außer Kißlings großem Werke kommt neuestens C. Bachems „Geschichte des Zentrums" (Band 3) besonders in Betracht. Foerster setzt im Allgemeinen die Geschichte des Kulturkampfs voraus und gibt aus dem ihm vorliegenden Nachlaß Falks (1. Fragmente einer Familiengeschichte und Selbstbio-

graphie; 2. Tagebuch von 1877—1898; 3. Privatsammlung aller durch seine Hand gegangener Akten und staatlicher Dokumente, in Abschriften und Erstentwürfen usw.) eine alles Wesentliche umfassende, aber zugleich gedrängte und kein unnötiges Wort enthaltende, in ihrer Knappheit wundervolle und in ihrem charaktervollen Urteil stets anregende und anreizende Darstellung. Auf sie muß so rasch als möglich hingewiesen werden, weil es sich um eminent aktuelle Dinge handelt, die zum Verständnis des Schulgesetzentwurfs, des Konkordats und überhaupt der Kulturpolitik in der Gegenwart einfach gewußt werden müssen. Gipfelt doch Foersters Buch in dem Nachweis, daß Falks geschichtliche Bedeutung in der „Wegbereitung" der Trennung von Staat und Kirche zu sehen ist und daß die preußische Volksschule, so wie sie heute besteht, ihre Eigenart Falk verdankt. Der durch seinen Sturz in der Aktensammlung verschwundene Entwurf eines großzügigen Unterrichtsgesetzes (1877) hätte, falls es zur aussichtsvollen Erledigung gekommen wäre, eine günstigere und weniger konfliktreiche Entwicklnug unserer Kulturpolitik bis zu der heute unser wartenden Entscheidung herbeigeführt. Und die Einzelheiten, vielfach direkte Neuigkeiten, die sich aus den Akten ergeben, über die schwankende Stellung des alten Kaisers, über die unzweideutige Ablehnung der Kaiserin, über Bismarcks Anteil am Kulturkampf, über die Machinationen des Oberhofpredigers Kögel und Edwin von Manteuffels, über die Stellung des Oberkirchenrats und des Brandenburgischen Konsistorums — in aller Gedrängtheit —: das ist Alles so spannend, wie nur Geschichte sein kann, die tua res geworden ist! Eben darum gehört auch dieses zeitlos wichtig bleibende Buch in den Weihnachtsanzeiger. Es gehört zur schwer auszuwählenden Geschenkliteratur für den Freund und für den „Vater".

Soviel als vorläufiger Hinweis. Eine ausführliche Würdigung wird Verschiedenes zu fragen haben. Auch als Dank an den Verfasser möchte ich mitteilen, daß ich die Behandlung einzelner Fragen des Kulturkampfs für mein nächstes (oder spätestens übernächstes) Seminarthema vorgenommen habe. Und zugleich möchte ich katholische Leser fragen, ob nicht die Zeit gekommen sein dürfte, aus den Kulturkampfakten der einzelnen Bistümer die noch fehlenden Ergänzungen zu publizieren.

Heinrich Hermelink

Lebenserinnerungen einer alten Frau. Von Josepha Kreigher-Forges. Zweiter Band: Kreuzwege des Lebens. Leipzig, Grethlein u. Co. 1928. 350 S. Geb. 8 M.

Wenn man, in den Erinnerungen dieses Lebens verloren, denken kann, daß alles Dichtung ist, dann wird man immer wieder doch zurückgeführt in die Wirklichkeit und Überzeugung, daß alles das, was dies Buch an Wunderbarem, an ganz eigentümlichen Fügungen und Zusammenhängen und -Klängen bietet, wahr ist. Wahr ist allerdings in der Erinnerung der gealterten vortrefflichen Frau, die hier erzählt, wie sie aus dem Idyll (des ersten Bandes) von Maria-Elend in die Welt zieht, als Dienstmädchen zuerst und dann auf Grund ihrer Gaben des Kopfes und des Herzens und durch die Schickung des Lebens eben hinaufgehoben wird in die obersten Gesellschaftskreise, in denen sie nie vergaß, woher sie kam und, das erweist ihre Tätigkeit im Kriege, auch die nicht, die, wie sie einst, in Not und Elend leben. Viel Freude, innerste Freude war dies Leben: aber, das sagt auch dieses Buch und spricht es zwischen den Zeilen immer wieder aus: Das Leben ist Leid — und nur die Freude ist gut und rein und reif, die aus dem Leid sich wirkt. Nur das ist wahre Freude, woran die Seele im Innersten Anteil hat, die sie selber ganz und gar bedingt.

Ein Buch ist uns gegeben, fromm und tief, und ein Mensch hat es geschrieben, der nichts davon weiß, daß er Dichter ist und es eben darin gerade ist. Ein Mensch, das ist das Wunderbare, der in jeder Lage des vielverzweigten Lebens sich immer selber treu, seinem guten Herzen und Gewissen ergeben bleibt

Erich Bockemühl

Franziska von Altenhausen. Ein Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes in Briefen aus den Jahren 1898—1903. Aus einem echten Briefwechsel gestaltet von Johannes Werner. Leipzig, Koehler und Amelang 1927. 265 S. 5 M.

Wenn ich für ein Buch, dessen Titel zunächst nicht auf den Interessenkreis unseres Blattes schließen läßt, die besondere Aufmerksamkeit der Leser erbitte, so geschieht es, weil ich glaube versichern zu können, daß sie beim Lesen etwas Ungewöhnliches erleben werden. Sie werden eine reine Frauenseele sich zu einem Charakter von seltener Stärke entwickeln sehen, und sie werden dieser Entwicklung bis zum tragischen Ausgang einer wunderbaren Liebe nur mit tiefem Mitgefühl folgen können. Das ist das innerlich Bedeutsame an diesem Buch, dessen Zauber ich nicht entweihen möchte, indem ich mit dem Verlegerzettel von sensationellem Reiz spreche. Gewiß, auch der ist vorhanden: der berühmte Gelehrte ist Ernst Haeckel. Man erfährt über ihn und sein Innenleben viel, und vieles von dem, was die Öffentlichkeit von ihm weiß, erscheint in anderem Licht: nicht zuletzt ein Verdienst seiner herrlichen Freundin. Der Kampf um die „Welträtsel" spielt dabei eine besondere Rolle. Zum Greifen lebendig tritt Haeckels Persönlichkeit, sein weiches Kindergemüt und seine impulsive Künstlerseele, aber auch seine eigentümliche Beschränktheit uns vor die Augen. Ein besonderes Interesse erheischt endlich der Gegensatz des demokratisch-freigeistigen und konservativ-orthodoxen — „Franziska" stammt aus altem Adelsgeschlecht — Milieus der beiden Helden des „Romans", der übrigens wortwörtliche Wirklichkeit ist. Der Herausgeber hat ihn mit seiner von seinen Kügelgen-Publikationen her bekannten Sorgsamkeit aus hunderten von Briefen zusammengestellt. Mit Recht spricht er diesem Briefwechsel bleibenden kulturgeschichtlichen Wert zu, der „ein typisches Bild dafür bietet, mit welchem ethischen Ernst und mit welcher Strenge noch die Generation um 1900 in einem Konflikt zwischen Liebe und Pflicht darum kämpfte, der Pflicht treu zu bleiben".

Gustav Krüger

Albert Zeller, der Arzt und Seelsorger. Ein Lebensbild von Hermann Waldenmaier.

Zum 50. Todestag des schwäbischen Arztes und Dichters erschien dies Büchlein, das außer dem Lebensbild eine Auswahl von Aphorismen und religiösen Liedern bringt, ferner vier Bildbeigaben. (Quell-Verlag, Stuttgart. 72 S. Geb. 1.20 M., auch 1.60 M.)

Martha Kübel

Protestantisches Märtyrerbuch. Bilder und Urkunden der evangelischen Märtyrergeschichte aus vier Jahrhunderten, zusammengestellt von Otto Michaelis. Zweite, erweiterte Auflage. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1927. 280 S. Geb. 5.50 M.

Die erste Auflage dieses Märtyrerbuchs ist zum Reformationsjubiläum 1917 erschienen, als unser deutsches Volk dem Gipfel seines vaterländischen Martyriums entgegenstieg. Die Zeit war nicht dazu angetan, um Sinn für religiöses Martyrium zu wecken; auch die folgenden Jahre nicht. Gleichwohl ist das Buch vergriffen und wurde eine neue Auflage nötig. Das macht Freude; es gehört zu den Unbegreiflichkeiten der kirchlichen Praxis, daß wir Protestanten unsre reiche und erschütternde Märtyrergeschichte so wenig ausnützen. Michaelis hat darin Wandel geschaffen; möge die zweite Auflage fortfahren, die toten Märtyrergebeine zu beleben. Daß das Buch volkstümlich, nicht wissenschaftlich angelegt ist, wird seinen Zweck fördern. In der zweiten Auflage ist der Stoff übersichtlicher angeordnet als in der ersten und das Gedächtnis der baltischen Märtyrer kommt zu seinem Recht.

Johannes Kübel

Germanenglaube. Von Hermann Tögel. Leipzig, Klinkhardt 1926. 258 S. Geb. 8.40 M.

Tögel möchte darauf hinwirken, daß dem auch bei unsern Gebildeten so wenig bekannten Glauben unserer Vorfahren im Leben des deutschen Volkes das bescheidene Plätzchen, darauf er Anspruch hat, eingeräumt werde. Es fällt ihm nicht ein, die alten Glaubensvorstellungen künstlich zum Leben erwecken zu wollen; er weiß, daß dies unmöglich ist. Nur die dort schlummernden Werte, die frommen Gefühle, möchte er nicht untergehen lassen, sondern unserm Christentum einschmelzen und darum auch in den Religionsunterricht aufnehmen. Ein deutsches Christentum will er damit schaffen, das auch wichtige, vom Christentum bisher nicht berührte Gebiete, das Volk, den Frühling, den Wald, religiös umfaßt. So stellt er nach den neuesten Forschungen die religiösen Anschauungen der Germanen dar und sucht dann jeweilen das herauszuarbeiten, was nach seiner Meinung auch für uns daran wertvoll ist: aus dem Totenglauben die Ehrfurcht vor dem Tode, aus dem Natur- und Geisterglauben die religiöse Erfassung der beseelten Natur, eine uns verloren gegangene Alltagsreligion, aus dem Tierglauben die Verehrung des Geheimnisses der Tierwelt; im Gott Ziu die Aufopferungskraft für das Volkstum, in Thor die Kulturarbeit, in Frigg die Frauengüte, in Odin das Geistesleben, in Balder Reinheit und Freundlichkeit als Offenbarungen des göttlichen Wesens. — Tögel, Verfasser geschätzter religionspädagogischer Lehrbücher zum Alten und Neuen Testament und zur Kirchengeschichte, steht über dem Verdacht, aus lauter Unkenntnis des Christentums für Germanenreligion zu schwärmen, wie es sonst so oft der Fall ist. Hier erweist er sich nun ebenso als feinsinnigen Kenner des Germanentums, wie des Christentums. Und das gibt dem Buche seinen Wert und zwingt, es ernst zu nehmen. Es ist daraus viel zu lernen und manche Anregung zu holen — und das ist es ja eigentlich auch nur, was der Verfasser damit bezweckt. Wie sich aber diese Dinge einem christlichen Religionsunterricht wirklich einfügen lassen, kann ich mir nicht recht denken. Am ehesten noch das Eine und Andere vielleicht ganz gelegentlich und zwanglos, schwerlich in einem Zusammenhang und System. Zudem ist ja die heutige Theologie der Religion der frommen Gefühle wenig hold. Auf jeden Fall aber sei das interessante Buch den in Amt und Lehrfach stehenden Theologen zur Beachtung empfohlen. Vielleicht berichtet dann einmal einer, was für Erfahrungen er damit gemacht hat.

Walter Baumgartner

Der Lehrerstand. Von Rektor Dr. W. Meyer-Dinkgräfe. Berufspsychologische Erhebungen und Untersuchungen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1927. 208 S. 6, geb. 7.50 M.

In Literatur und Kunst ist die Gestalt des Lehrers oft behandelt, vom Edelmenschen bis zur scheußlichen Fratze. Ganz fehlte aber bislang eine wissenschaftliche Darstellung, die im engsten Anschluß an das Leben ein bis in den kleinsten Zug wirklichkeitsgetreues Bild des Berufserziehers bietet. Bei den heutigen Berufs- und Standeskämpfen ist große Teilnahme für dieses Buch in der ganzen Lehrerwelt zu erwarten.

Herbert Stahlenberg

Balladen und Lieder. Von Anna Schieber. Heilbronn, Eugen Salzer 1927. 223 S. 5 M.

Die Dichterin ist einst durch ihren Roman „Alle guten Geister" rasch berühmt geworden. Oder ich will besser sagen: beliebt. Man war glücklich ein solches Buch zu haben, zumal für unsre Jugend, zart und doch tapfer, voll Humor und doch letzlich voll heiligen Ernstes. Es war ihr vergönnt, eine Gabe nach der andern uns in die Hand zu legen. Mir ist die liebste „Bruder Tod". Dann haben die „Gespräche mit Martina" uns beinah wie ein theologisches Buch gefesselt. Nun kommt ein Gedichtband: Balladen und Lieder. Man liest ein Stück nach dem andern. Die herben Züge haben Oberhand gewonnen, aber das mütterlich-milde, innig-innerliche Grundwesen ist auch noch da. Sechs Balladen geben biblische Stoffe wieder, die sind wohlgelungen und für uns von besonderem Interesse.

Mit dankbarer Genugtuung darf Anna Schieber von sich reimen:

Als ich Kind noch war, da wünscht' ich sieben Kinder,
sieben Kinder, und nicht mehr, nicht minder.
Nun ich alt bin, fällt das Zählen schwer:
sind es tausend oder sind es mehr?

Es können wohl mehr sein und noch mehr werden! Und so darf die Dichterin fröhlich am 12. Dezember ihren sechzigsten Geburtstag feiern*). R

Das Herz in der Kelter. Von Karl Röttger. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft. 277 S. 3.50 M.

Schicksal, Schuld? Ja, vielleicht war es zuerst Schicksal, als er in halber Benommenheit des epileptischen Anfalls die Tat tat. Und dann war es Schuld, als er den Mut zum Bekennen und Wiedergutmachen nicht finden konnte. Und die Schuld und die Angst vor Entdeckung scheiden ihn von den Menschen. Ja, viel deutlicher sieht er der Menschen Not und hilft. bis zur Heimat aus Mitleid. Aber immer steht die gläserne Wand um ihn. geschaffen aus der verzweifelten Qual in ihm. Das ist mit einer Intensität geschildert, durch die diese auf einsamste Individualität eingestellte Dichtung mächtig fesselt und sich fast symbolhaft ausweitet: So steht der Mensch in Schicksal, Schuld — — und Gnade. Denn dann kommt die Erlösung durch einen plötzlichen Stoß des Schicksals und die Liebe und das ganze reiche Glück, ganz kurz. Denn das Schicksal hält ihn, die aussetzende Krankheit kehrt wieder. Die Nachwirkung der alten Schuld wird nicht bezwungen, die Angst vor dem, was die Krankheit noch verschulden kann an der Zukunft, wird übermächtig. Er will fliehen und flieht zu dem Unglücksfall, der seinen Tod herbeiführt, in dessen Kommen ihn seine Liebe umfaßt. Einsam bleibt die Frau zurück, ihr Kind erwartend, versenkt in geheimnisvolle tiefe Dichtung, die er zurückließ, Blicke in Ringen und Trost seines Daseins. Schicksal und Schuld und Erlösung und wieder Schicksal und in dem allem doch Erlösung, sagen die letzten Dichtungen. Ein Buch voll Qual, aber voll so tiefer Sinnhaftigkeit, daß es der Qual wert ist.

Emil Fuchs

Durchs Gitterfenster. Von A. Bertsch. Helles und Dunkles aus dem Zuchthaus. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 116 S. 2, geb. 2.50 M.

Diese aus langjährigen, seelsorgerlichen Erfahrungen dargebotenen Einblicke, Erlebnisse und Urteile sind eine wertvolle Bereicherung derjenigen Strafvollzugsliteratur, die für die Außenwelt eine sachliche Darstellung bietet. wie es hinter Schloß und Riegel — vor allem in der Verbrecherseele — wirklich aussieht. Die heimlichen Geschehnisse in dieser verschlossenen Welt ohne Übertreibung zu schildern, ist nicht am besten der Nächstbeteiligte selbst, der Sträfling, im Stande, sondern der Nächsthinzukommende; in erster Linie der geistliche Menschensucher. Solch einer ist der Verfasser, und er findet mehr, als der draußenstehende Ehrbarkeitsphilister ahnt. Fritz Philippi

Der Eremit und andere Erzählungen. Von Ebba Pauli. Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Sonnefeld bei Coburg. 141 S. Preis kasch. 2.50, geb. 3.25, Leinen 4 M.

Ebba Pauli ist eine Schwedin, welche im Dienst der Sozialen Arbeitsgemeinschaft steht, die ihren Ausgangspunkt in Berlin-Ost genommen hat. Führer dieser Sozialen Arbeitsgemeinschaft ist D. Fr. Siegmund-Schultze, der auch ein Geleitwort zu den Novellen Ebba Paulis geschrieben hat. Es ist Quäkergeist in ganz neuer Form, welcher das Buch erfüllt. Besonders gefällt mir die Geschichte einer Nonne, welche am deutlichsten den Gegensatz aufrollt zwischen vergangenen Idealen von Kirchlichkeit und Gläubigkeit. gegenüber der Sehnsucht der heutigen Zeit. Verlegt ist das Büchlein von der Quäkerjugend, welche bei Coburg eine Siedlung errichtet hat. Möge dieser neue Quäkergeist unter der deutschen Jugend sich viel Anhänger erwerben.

Karl Strünckmann

Der Stadtschreiber von Straßburg und andere Geschichten aus vergangenen Tagen. Von Karl Hesselbacher. Stuttgart, Quell-Verlag o. J. 192 S. 3.50, geb. 4.50 M.

Der Verfasser hat sich als warmherziger Volksschriftsteller bereits einen unbestrittenen Namen erworben. Seine Geschichten halten sich alle, soweit ich sie kenne, an Land und Leute seiner badischen Heimat, mit der er sehr vertraut ist und deren Landschaft und Menschen er vortrefflich zu schildern weiß. So auch hier. Nur eine Erzählung: „In der Höhle der Kamisarden", spielt im südlichen Frankreich; und Straßburg und seine Umgebung (im „Stadtschreiber von Straßburg") darf man ja trotz Rhein und Reichsgrenze fast zur badischen Heimat rechnen. Die einzelnen Erzählungen sind nicht alle gleich gelungen, doch keine ist schlecht, einige sind reizend, so gleich die erste: „Die Staatsstrümpfe", dann die dritte: „Der Herzog und der Grenadier", und die letzte: „Wie Mamsell Linchen Braut wurde". Ein ausgezeichnetes Volksbuch, bei aller Einfachheit im historischen Kolorit zuverlässig.

Georg Wünsch

Die große Jagd. Leben in Grönland von Knud Rasmussen. Frankfurt a. M., Rütten u. Löning 1927. 175 S. 4, geb. 6 M.

Kari der Elefant. Von Dhan Gopal Mukerdschi. Ebenda 1927. 129 S. 3, geb. 5 M.

Jugendjahre im Dschungel. Von demselben. Ebenda 1927. 208 S. 4, geb. 6 M.

Diese drei Bücher unterrichten in spannenden Schilderungen über die Lebensweise und den Charakter uns ferner Völker, die wir kaum noch kennen, über die Landschaft und das Tierleben in ihnen. — Von Knud Rasmussen habe ich im vorigen Jahre „Rasmussens Thulefahrt", ein prächtiges Eskimobuch, angezeigt. Hier nun schildert er seine Jagdzüge in das nördliche Grönland bis zur Grenze des ewigen Eises hinein in die großartige Einsamkeit unendlich weiter Flächen. Menschen- und Tierleben erfüllen dieses Buch mit dem wundersamen Zauber, der allem Lebendigen anhaftet, besonders, wenn es unter den Bedingungen dieses Klimas sich durchkämpft. Man kann nicht sagen, daß die Schilderungen spannend im üblichen Sinne sind, wohl aber packend, ergreifend und durchwärmt von der Liebe des Verfassers zu diesem Stück Erde, an dessen südlicher Grenze seine Heimat liegt. Er kennt die Tragik des Schicksals aller Lebewesen in der Eiswüste, d. h. des großen Daseinskampfes, und weiß sich selbst unter den Gesetzen dieses Kampfes stehend, in dem es sich um Töten und Getötet-werden handelt. Das Buch bildet eine wertvolle Ergänzung zur Thulefahrt und ist nicht nur der reiferen Jugend, sondern auch Erwachsenen sehr zu empfehlen.

Die beiden andern Bücher führen uns in den indischen Dschungel. Wie reich ist doch die Erde an klimatischen Gegensätzen, mit ihren Folgen für das Leben von Mensch und Tier. Wie Rasmussen in der Polargegend, so ist Dhan Gopal Mukerdschi am Rande des Dschungel beheimatet. Auch bei ihm spricht aus den Schilderungen die Liebe zur Heimat, zum Walde und seinen Tieren, aber doch wieder in anderer durch Religion und Rasse bedingter Weise. Entzückend ist die Erzählung von Kari dem Elefanten, der im Grunde der Held beider Bücher ist. Der Erzähler spricht in der ersten Person; er ist mit Kari aufgewachsen und erzogen worden. Sie kennen und verstehen sich wie Brüder, machen zusammen Streifzüge in den Dschungel, erleben allerlei Abenteuer, wobei in der Schilderung eine eigene, großartige Dschungelpoesie zum Durchbruch kommt. Kari wird von den Menschen schlecht behandelt, er wird rasend und entflieht in die endlosen Wälder. — Die zweite Geschichte: Jugendjahre im Dschungel, schildert, wie der Junge mit seinem Vater, einem geborenen Dschungeljäger, auf die Suche nach Kari geht; sie verbringen Wochen bei Tag und Nacht in der Waldeseinsamkeit mit allen ihren Reizen und Gefahren. Das ist nicht nur schön und packend geschildert, sondern in hohem Grade spannend. Dabei wird ein derartig vertrautes Verhältnis des Menschen zur Natur, eine so intime Kenntnis der Gewohnheiten und Instinkte der Tiere vorausgesetzt, daß es an das Wunderbare und Unmögliche grenzt. Mir wurde nun von anderer Seite gesagt, daß in der Tat dort Männer allein und ohne jede Waffe in die gefährlichsten Teile des Dschungels gingen und sich mit Erfolg nur auf ihre Instinkte und Kenntnisse verließen. Dennoch scheint mir manches poetisch ausgeschmückt und romantisch gesteigert — also Romantik des Dschungels, dem Sinne nach wahr, aber die Tatsachen dichterisch verklärt. Zuletzt wird Kari, der Elefant, wieder gefunden. Wer Sinn für Tiere und Liebe zu ihnen hat, außerdem für das Walten einer exotischen Natur, muß diese beiden interessanten Bücher lesen, die in sich zusammenhängen, von denen aber jedes ein Ganzes für sich bildet.

Georg Wünsch

Der „Möwe" Fahrten und Abenteuer. Von Nikolaus zu Dohna-Schlodien. Mit Bildnis des Verfassers und außerdem 65 Bildern, Seekarten usw. Stuttgart, Fr. Andr. Perthes o. J. 224 S. Geb. 6.80 M.

Jeder kennt und weiß von den kühnen Fahrten der „Möwe", die als Hilfskreuzer ausgerüstet vor englischen und französischen Häfen Minen legte und dann nach eigenem Ermessen Kreuzerkrieg führte, d. h. durch Versenkung möglichst vieler feindlicher Handelsschiffe dem Gegner Schaden zuzufügen hatte. Graf Dohna bekam im September 1915 dazu den Auftrag. Er erzählt von seinen Fahrten mit der inneren Freude des Seeoffiziers am Gelingen der waghalsigen Streiche, wobei Geschicklichkeit. Disziplin, Kaltblütigkeit und Glück zusammenhalfen. Ruhmredigkeit liegt der Darstellung fern, sie ist vielmehr sachlich und doch spannend gehalten. Die reifere Jugend wird für das Buch viel übrig haben und es sicherlich mit Begeisterung lesen. Ausstattung und Bilder sind gediegen künstlerisch. Georg Wünsch

*) Wie wir soeben hören, wird Herr Eugen Salzer zur Feier des Tages eine Volksausgabe erscheinen lassen von „Alle guten Geister" zum Preise von 3.80 M. gebunden.

Bei den roten Indianern. Aufzeichnungen eines Missionars. Von E. R. Baierlein. Herausgegeben vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. Dresden, Ungelenk 1926. 139 S.

Mit großer innerer Freude habe ich dies Büchlein gelesen. Hatte doch auch ich meine ersten Kenntnisse über die Indianer aus „Lederstrumpf" und „Winnetou". Der der Missionswelt entstammende Indianerroman Jalaan belehrte mich eines Anderen. Und vollends vorliegendes Buch ist geeignet, die Kenntnis vom Indianer, wie er wirklich war, zu verbreiten. Zwar stellt es zeitlich und räumlich einen Ausschnitt dar. Es schildert die Erlebnisse und Beobachtungen eines deutschen Missionars bei einer im Urwald hausenden Indianerhorde um 1848. Aber das Herz geht einem auf bei der Schilderung dieser naiven, stolzen, redefreudigen und -gewandten, mit ursprünglichem selbstverständlichem Anstand sich betragenden Menschen. Ich begreife nur nicht, wie die Weisheit einer Zentralmissionsverwaltung den Missionar, der sich bei den Indianern so bewährt hatte, plötzlich nach Indien versetzen konnte. Man kann Jungen und Alten nur empfehlen, zu dem Buch zu greifen. Georg Wünsch

Onkel Angiël. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Von Panait Istrati. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1927. 442 S. 4, geb. 6 M.

Etwa vor zwei Jahren CW 1925 Sp. 1137 habe ich vom selben Dichter „Kyra Kyralina" angezeigt als ersten Band der Geschichten des Adrian Zograffi. „Onkel Angiel" ist eine weitere Folge, doch ein Ganzes für sich und für sich allein verständlich; nur an einigen Stellen, mir nicht ganz durchsichtig, werden Fäden aus Kyra Kyralina herübergesponnen. Beide Bücher zeigen dieselben Vorzüge: Farbigkeit, orientalischen Himmel und Volksleben, Lebendigkeit. Dazu ist dies zweite bestimmt durch eine fast dämonische Vitalität. Es schildert balkanisches Volksleben und ebensolche Menschen. Zwei stehen im Mittelpunkt dieser Geschichten. Onkel Angiel und der Räuber Cosma. Ersterer ein fleißiger, rühriger Bauer und Schankwirt, der aber durch eine tierisch faule Frau und ein übermenschliches Unglück gänzlich verzweifelt, dem Branntwein verfällt und in Lumpen verkommt. Ergreifend ist die Schilderung seines Todes, vor dem sein Geist sich zu Erkenntnissen von tiefer Lebens- und Todesweisheit durchringt, die er seinem Neffen Adrian Zograffi mitteilt. Der Andere ist der Räuber Cosma, eine Bärennatur, wild, unberechenbar in seiner Grausamkeit und Güte. Das Ganze ein Stück lebensvoller Wirklichkeit von tiefer menschlicher Wahrheit, höchst reizvoll und ergreifend zu lesen. Man lernt darin etwas von dem uns sonst verschlossenen, wilden Inneren des Balkan begreifen. Der Dichter ist selbst Gräko-Rumäne, hat offenbar solche Typen und Szenen, wie er sie schildert, selbst gekannt und gesehen und mit großem Erzählertalent geschildert. Georg Wünsch

Die spanische Insel. Das Buch vom Entdecker Kolumbus. Erster Band: Die Fremdlinge. Von Johannes Muron. Berlin SW 68, Bühnenvolksbundverlag 1926. 347 S. 6, geb. 9 M.

Der Roman beschreibt die erste europäische Städtegründung im neuentdeckten Westindien durch Columbus auf dessen zweiter Fahrt. Der Stadt Isabella, mit allen Enttäuschungen und Schwierigkeiten. Die Haupthelden sind Columbus, der als ein willensstarker, von seinem Entdeckerwerk besessener, weiser Mensch voll Hoheit und Güte des Willens geschildert wird, und der Wildenkönig Coanabo, der zunächst die erste Niederlassung der Weißen zerstört, dann durch einen wahrhaft christlichen Gefangenen in seinem Glauben irre wird, schließlich mit 200 Kriegern nach Isabella zieht. Dort werden infolge von Mißverständnissen und Intriguen gegen den Willen des Columbus die Krieger niedergemacht, der Häuptling selbst, der sich dem Christentum stark genähert hat, wird als Gefangener auf ein nach Spanien zurückkehrendes Schiff gebracht um dem Königspaar als Trophäe vorgeführt zu werden; aber noch ehe es die Gewässer Westindiens verlassen hat, stirbt er vor Kränkung und Heimweh. Das Ganze ist eine ergreifende Geschichte. Sie läßt die widerstreitenden Kräfte und Motive lebendig werden, die durch die Entdeckung Amerikas ausgelöst wurden: Das Bestreben, das Reich Christi durch Bekehrung und Predigt auszubreiten, Spaniens Größe zu steigern, und endlich der gemeine, aber enttäuschte und dann dumm-grausame Goldhunger. Abenteuerliche Fahrten in den unbekannten Urwald mit lieblich-unheimlicher Schilderung der damit verknüpften Gefahren, nehmen einen breiten Raum des Buches ein. — Der Verlag hat es ausgegeben mit hohem literarischem Anspruch. Und zuzugeben ist, daß der Verfasser eine originale Sprache spricht und gelegentlich sehr farbig zu schildern weiß. Trotz der beigegebenen guten Urteile literarischer Größen muß ich aber sagen, daß ich mich des Eindrucks des Gekünstelten und künstlich Emporgesteigerten nicht erwehren kann. Der Gesprächsstil wirkt durch altertümelnde Überladenheit nicht selten verworren; so auch ist es schwer, die Linie der Handlung klar zu erkennen; denn sie wird dauernd durch sehr wortreiche Betrachtungen oder Schilderungen unterbrochen. Neigung zur Lyrik zerstört die Dramatik. Über die Szenen, die schnell wechseln, ist oft ein seltsamer romantischer Nebel gebreitet, der sie im Zusammenhang des Ganzen nicht klar werden läßt. So geht es mir namentlich mit der Schilderung der Wilden und ihres geheimnisvollen Lebens, von dem ich nicht weiß, inwieweit es historisch richtig wiedergegeben ist. Trotzdem hat das Buch feine Qualitäten, vor allem die Stimmung des Neuen, bald Glanzvollen, bald Unheimlichen, die einem lange nachgeht. Vielleicht ist es Geschmacksache, das Buch großartig zu finden; ich könnte mir denken, daß es Menschen gibt, bei denen das der Fall ist. Ausstattung, Druck und Papier sind musterhaft und passen in modern-künstlerischer Form- und Farbengebung vortrefflich zum Inhalt. Georg Wünsch

Der Kanzler Klaus v. Bismarck. Eine Erzählung von Walter Flex. 38.—42. Tausend. Stuttgart, Quell-Verlag o. J. 196 S. Geb. 4 M.

Walter Flex ist ja, namentlich der Jugend, bekannt; sie hat an vielen Orten im Oktober die zehnte Wiederkehr seines Todestages gefeiert. Der Kanzler Klaus v. Bismarck ist eine straffe, kraftvoll gehaltene Erzählung, welche die Kämpfe zwischen Stadtadel, Zünften und dem werdenden Landesfürstentum in der Mark schildert und die Gestalt des Kanzlers Klaus mit ihrer sich beherrschenden Kraft mitten in sie hineinstellt. In ihr pulsiert dramatisches Leben in einfachen Linien gezeichnet, aber gerade diese Einfachheit neben dem lebendigen Gehalt ist geeignet, das Buch der Jugend lieb zu machen. Die Sprache ist manchmal etwas maniriert „eisern", was aber im Ganzen der Handlung vergessen werden kann. Georg Wünsch

Die Studenten von Lyon. Roman. Von Josef Ponten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1928. 334 S. Geb. 7 M.

Der Herausgeber d. Bl. konnte sich nicht entschließen, diesen Roman weiterzugeben. Einmal, weil er für den Dichter eine Vorliebe hat. Sodann aber weil ihn der Inhalt sofort fesselte. Nun gehört er aber nicht zu denen, die schnell Romane lesen oder auch nur die Zeit dazu haben. Er kann also nur mit dem Vorbehalt dies Buch anzeigen, daß er ihn noch nicht „gelesen" hat. Aber die Freunde und Freundinnen sollen getrost darnach greifen. Einmal, weil es ein Calvin-Roman ist. Wir machen mit fünf Studenten einen Besuch bei Calvin, und der gerät wohl: so ungefähr könnte es doch gewesen sein. Dann aber nehmen uns die fünf jungen Männer, die man sofort herzlich lieb hat, mit in ihre Heimat Frankreich, wo sie jung wie sie sind, für ihren neuen Glauben sterben müssen. So traurig das ist — die Erzählung bricht in dem Moment ab, wo sie zur Hinrichtung aus dem Gefängnis herausentlassen werden — das Ganze ist „lustig" zu lesen. Es ist ein tiefer Humor über all das Ernste und Schwere gebreitet. Und zu schildern versteht der Verfasser! Kurz, es ist etwas Gutes. R

J. P. Jacobsen, Gesammelte Werke. Band 1: Frau Marie Grubbe. Band 2: Niels Lyne. Band 3: Novellen. München, C. H. Beck 1927. Gebunden zusammen 7.50 M.

Jens Peter Jacobsen, 1847 geboren, 1885 gestorben, ist ein auch in Deutschland so bekannter und beliebter Dichter, daß man auf diese feine und billige Ausgabe nur hinzuweisen braucht. Der dritte Band bringt ein Lebensbild von ihm. 105 Seiten. R

Der Hohlofenbauer. Roman von Gustav Schröer. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 323 S. Geb. 6 M.

Gustav Schröer, vormals Dorfschullehrer in Thüringen, jetzt Schriftsteller und Herausgeber des Thüringer evangelischen Monatsblattes „Glaube und Heimat", ist in unserm Blatt 1926 Nr. 10 eingehend gewürdigt worden. Auch sein neuester Bauernroman ist ein gesundes, kerniges Buch und darf in unserm Kreis einer guten Aufnahme sicher sein. Ich stelle ihn über Gottwart Ingram, sein vorjähriges Werk. Ich komme jedoch über ein Bedenken nicht weg, das mir bei Schröers Meisterwerk, dem „Schulzen von Wolfenhagen", nicht aufgestiegen war: sind der Hohlofenbauer und die Gestalten dieses Romans wirklich Bauern, oder sind es Städter im Bauerngewand? Ich kenne den Bauern zu wenig, um urteilen zu können; ich frage nur. Aber ich fürchte, daß dieser Roman in seiner psychologischen Führung kein Bauernroman ist. Johannes Kübel

Meisters Vermächtnis. Von Friedrich Lienhard. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 300 S. 5 M.

Über diesen neuesten Roman Lienhardts ein einheitliches Urteil abzugeben ist sehr schwer. Soviel ist sicher: Hinter dem Werk steht der ernste Wille, unser Volk aus dem Materialismus zu erlösen und neue geistige, sittliche und religiöse Werte zu schaffen, oder auch die alten, an denen die deutsche Vergangenheit so reich ist, wieder lebendig zu machen. Zu diesem Zweck wird uns eine Fülle von geistigen Strömungen der Vergangenheit und Gegenwart vorgeführt. Goethe vor allem hat Pathe gestanden; das Buch will gewissermaßen die erzieherischen Gedanken von Wilhelm Meisters Wanderjahren weiterführen und für unsere Zeit ausdeuten. Auch die Theosophie spielt eine Rolle, ebenso die vaterländische Bewegung unserer Tage, nebenbei wird gegen die Unmoral modernen Asthetен- und Literatentums polemisiert. Oft merkt man zu sehr die Absicht, das ist schade. Denn die eigentliche Erzählung ist tief und wertvoll: Der Sohn eines in der Revolution gestürzten Königs wächst unerkannt bei einem Arzt auf. Erst nach Beendigung seines medizinischen Studiums und nach einer erlebnisreichen Wanderzeit bekommt er das geheimnisvolle Kästchen, das außer den Dokumenten seiner königlichen Abstammung noch altüberlieferte medizinische Geheimnisse enthält. Wie wird er sich entscheiden? wird er herrschen oder dienen, Wunden schlagen oder Wunden heilen? Das Buch läßt die Frage offen. Aber Eines hat der Fürstensohn gelernt, wie sich sein Schicksal auch wenden wird:

daß es in jedem Stand königliche Menschen gibt. — Die Schwäche des Buches liegt in der Mischung von Romantik und Realismus, die man sich bei einem historischen Roman noch gefallen läßt, die aber bei einen Stoff, der so stark in die Gegenwart hineinragt, immerhin merkwürdig berührt. Martha Kübel

Lüdinghoff. Von Diedrich Speckmann. Berlin, Martin Warneck. 285 S. 5 M.

Ein frischer Wandervogeljunge, der Sohn eines kleinen Beamten, lernt einen alten Onkel kennen, der in der Heide einen einsamen Bauernhof besitzt. Der Bauer, der selbst keine Kinder hat, findet an dem Jungen Gefallen und will ihn zu seinem Mitarbeiter und zukünftigen Erben machen. Das kostet auf beiden Seiten allerlei äußere und innere Kämpfe, aber schließlich kommt alles zu einem guten Ende. — Das Buch ist ohne falsche Romantik und mit feinem Verständnis für den Geist der beiden Generationen, die sich gegenüberstehen, geschrieben. Beide, der Vertreter des alten und des jungen Geschlechtes, sind starke, stolze Menschen, und sie finden sich trotz aller Verschiedenheit in der tiefen Liebe zur Heimaterde. Martha Kübel

Deutsches Blut. Von Karl Kelber von Franken. Stuttgart, Steinkopf. 211 S. 4.50 M.

Eine Familiengeschichte, die von der Napoleonischen Zeit bis in unsere Gegenwart reicht. Doch ist das Erleben der beiden Familien Palm und Winzer eng mit dem Schicksal des deutschen Volkes verknüpft, vor allem der Buchhändler Johann Philipp Palm ist als Märtyrer der deutschen Sache gestorben. — Aber die warme vaterländische Begeisterung, von der das Buch getragen wird, kann doch über grobe stilistische Verstöße nicht hinwegtäuschen. Wer für eine große Idee kämpfen will, dem dürfen die besten Waffen noch nicht gut genug sein! Martha Kübel

---

Die Uhrenherberge. Von Max Jungnickel. Ein Wanderer übernachtet in dem Häuschen eines blinden Uhrmachers und seiner jungen Tochter. In der Nacht erwachen alle Uhren und erzählen ihre Geschichte und die Schicksale der Menschen, denen sie dienten. Das Thema ist nicht neu, die Variationen aber zart und mannigfaltig, auch fehlt nicht ein tiefer, schwermütiger Unterton. Wer Jungnickels Art liebt, wird dies sehr persönliche Werk besonders schätzen. (Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf. 173 S. 4 M.)

Theophilus, Legenden von Max Reuschle. Alte Legendenstoffe sollen mit neuem, heiligem Leben erfüllt werden: die Verkündigung an Maria, die Geschichte von dem sündigen Priester Theophilus, der durch die Fürbitte der Gottesmutter Gnade findet, und andere mehr. Der Dichter besitzt religiöse Innerlichkeit und eine ausdrucksvolle Sprache, aber er ist zu sehr Psychologe, darum fehlt seinen Legenden das Beste: die fromme Einfalt. (Eugen Salzer, Heilbronn. 73 S. 2.80 M.)

Märzhoffen. Von Mia Munier-Wroblewska. Es ist der erste Band eines größeren Werkes, das „Werden, Wachsen und Welken eines kurländischen Geschlechts" vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis in unsere Tage schildern soll. Die herbe nordische Landschaft, die politischen und kulturellen Zustände des lettischen Volkes, und die Schicksale der deutschen Familie, die in diesem Land entsteht und lebt, das alles ist mit packender Gestaltungskraft gezeichnet. (Eugen Salzer. 273 S. 3.50, geb. 5 M.)

Erzählungen von Heinrich Steinhausen. Steinhausens Klostergeschichte „Irmela" war einmal sehr berühmt, ob sie heute noch viel gelesen wird? An den vorliegenden Erzählungen, die oft nach Wilhelm Raabe klingen, wird ein nicht allzu problematisch eingestellter Leser auch jetzt noch Freude finden. (Steinkopf, Stuttgart. 352 S. 5 M.)

Der Fähnrich Gustav Adolfs und andere Geschichten. Von Frieda Hennings. Drei historische Novellen, die Meyers und Kellers Einfluß stark verraten, aber trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb ganz gut zu lesen sind. Für heranwachsende Buben besonders geeignet. (Quell-Verlag, Stuttgart. 84 S. 1.20, geb. 1.60 M.)

Verborgenes Land. Erzählungen von Rita von Gaudecker. Es sind lauter vornehme Menschen, von denen diese kleinen Geschichten erzählen, Menschen mit heißen Leidenschaften und einem starken Herzen, das über die Leidenschaften Herr wird. Das Kind aus altem Adelsgeschlecht, dem die Ehre über Alles geht, die Frau, die mit leeren Händen neben dem ungeliebten Manne lebt und deren Augen dennoch leuchten, die Mutter, die in ihrem Kind letzte Bindung und Freiheit findet, sie alle haben scheinbar ihr Leben verfehlt, und in Wahrheit war es doch tiefer und reiner, als wenn es ihnen Erfüllung gebracht hätte. (Steinkopf. 100 S. Geb. 2.50 M.) Martha Kübel

Günters Schweizerreise. Von Johanne-Jegerlehner. 16 ganzseitige Kupferdrucktafeln. Köln, Hermann Schaffstein. 211 S. 6.50 M.

Günter ist ein blasser Berliner Sekundaner und wird von seinem Onkel durch die Schweiz geführt. Von der Einstellung dieses jungen Menschen aus werden die Dinge, die Schönheiten, Wunder, die Freuden und Leiden und was eben alles in diesem Leben der Menschen und der Natur wirklich ist, innen und außen, erlebt und von Jegerlehner plastisch in guter Sprache dargestellt. Und weil der Verfasser die Jugend versteht, dadurch ist dies Buch so lebendig und anziehend für Jung und Alt, Mädchen und Knaben. Mit seinen vortrefflichen Bildern sei es gern empfohlen. Erich Bockemühl

Das Wichtl und andere Märchen. Von Clara Hepner. Stuttgart, Frankh'sche Verlagsanstalt 1928. 64 S. 2 M.

Märchen nach Grimm — dem Volke abgelauscht und in der Sprache des Volkes, des Kindes also auch, empfunden und dargestellt. Hier ist einfacher, kindlicher Humor gestaltet. Alle zehn Märchen werden den Kindern eine Freude sein, und nicht ihnen nur: Gute Märchen, gut erzählt, sind für Jedermann. Erich Bockemühl

---

Empfehlenswerte Kinder- und Jugendbücher

1. Aus K. Thienemanns Verlag in Stuttgart:

Parzival und der Gral. Von Leopold Weber, Bilder von Ludwig Eberle. 164 S. 5.50 M. Für Knaben und Mädchen von 12—17 Jahren.

Li-Lo. Aus dem Wunderland Indien zur Nürnberger Großmutter. Von Else Model. Bilder von Paul Hey. 160 S. 5 M. Für Knaben und Mädchen von 10—16 Jahren. Ein prächtiges Buch, ernst, bunt und spannend. In erster Linie für Mädchen, aber auch Knaben werden es gern lesen.

Das Mädchen von Spinges. Von Helene Raff. 184 S. 5 M. Eine fesselnde Erzählung aus den Freiheitskämpfen Tirols. Im Mittelpunkt die sagenhafte Gestalt eines tapferen Bauernmädchens, das durch ihr Eingreifen den Ihren zum Siege verhilft. Für Mädchen und Knaben reiferen Alters, auch für schlichte Erwachsene, die sich für geschichtliche Erzählungen interessieren.

Der Geißhirt von Fiesch. Von Ernst Eschmann. Bilder von Erika von Kager. 176 S. 5.50 M. Die Geschichte eines Schweizer Buben, erfüllt von Schweizer Volkstum und Schweizer Bergluft. Für Knaben und Mädchen von 12—15 Jahren.

Das Christkind kommt. Geschichten, Verse und Lieder für die Weihnachtszeit, gesammelt von Walter Classen-Schwab. Bilder von Tilde Eisgruber. 80 S. Geb. 2, auch 3 M. Das Schönste und Trauteste an alten bekannten Weihnachtsliedern und Versen, dazu ein paar neuere kleine Geschichten. Zu vielen Liedern die Singstimme beigefügt. Für Mutter und Kind.

2. Aus dem Verlag D. Gundert, Stuttgart:

Maidi. Von Anni Geiger-Gog. Bilder von Elisabeth Hahn. 160 S. 4 M. Die liebenswürdige Geschichte eines Schweizerkindes. Für Mädchen von 8—12 Jahren.

Der Eschenhof. Was zwei Kinder in einer Woche erlebten und andere Geschichten. Von Johanna Oterdahl. Bilder von Elisabeth Hahn. 160 S. 4 M. Aus dem Schwedischen übersetzte Geschichten, eindrucksvoll und herzenswarm. Mädchen von 12—16 Jahren.

Sonne und Regen im Kinderland. Bd. 19 Kiku Sans Spiegel. Märchen aus Japan. Bd. 20 Die Königsmaus. Ein bunter Märchenstrauß. Bd. 21 Urwaldgeisterchen. Geschichten aus Brasilien. Jedes Bändchen 85 Pfg. Phantastische, aber dem kindlichen Verständnis angepaßte kleine Erzählungen. Reichlich und hübsch illustriert. Für 7—10 Jahre.

3. Aus dem Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Stuttgart:

Die schönsten Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Ausgewählt von Paul Samuleit. Mit 50 farbigen Bildern von Eugen Oßwald. 3.80 M. Unsre Kindheit steigt vor uns auf mit den geliebten vertrauten Heyschen Fabeln. Hier im neuen Gewand, mit heutigen Bildern, die hoffentlich den heutigen Kindern ebenso eindrücklich werden, wie uns einst die Speckterschen.

Das Kindergärtchen. Geschichten aus der Kinderzeit den Kindern erzählt von Erich Bockemühl. Mit 42 Bildern von Eugen Oßwald. 72 S. 3.80 M. Kleine Geschichten aus Kinderwelt und -Erleben, in ihrer Sprache erzählt, mit ihren Augen geschaut. 5—7 jährige.

Das Wunderbuch der Technik. Von Dipl. Ing. Arnold Meyer. 245 Abbildungen. 230 S. Geb. 8 M. Eine glänzende, leicht verständliche Einführung in den Reichtum heutiger Technik. Für heranwachsende technisch begabte und interessierte Jugend und für Erwachsene, die einen Blick hinein tun wollen in die ihnen fremde Welt der Maschinen.

4. Aus dem Verlag Johannes Hermann, Zwickau:

Schwanenbücher. Von Margarete Lenk. Jedes Bändchen 90 Pfg. Geschichtliche Erzählungen in hübschen kleinen Bänden. Für 14—16 jährige Knaben und Mädchen. Hans von Friedberg (Reformationszeit) — Swanewit (Zeit der alten Germanen, Mönche bringen das Christentum) — Lutz und Fridolin (Kreuzzüge, Barbarossa) — Wolfgang und Edeltraut (Ritterzeit) — Das Inselkind — Seekönigs Thron.

Bunte Kieselsteine. Von derselben Verfasserin. Jedes Heft 15 Pfg. 50 Hefte 7 M. 100 Hefte 12.50 M. Sammlung traktatähnlicher christlicher Erzählungen (bis jetzt 16 erschienen) aus dem Kinderleben, besonders Weihnachts- und Kindergeschichten. Geeignet zum Verteilen an größere Kinder von 12—14 Jahren.

Dora Rade

Verschiedenes

Kirchliche Arbeit in Westfalen

Die Westfälische Schulzeitung Nr. 48 (Dortmund, Landolsweg 1) hat inzwischen das Dokument in vollem Wortlaut veröffentlicht, auf das wir unsre Bemerkungen Nr. 22 Sp. 1084 gründeten. Wir erwarten Protest gegen ein solches Verfahren der offiziellen Kirche auch aus Kreisen, die für den Keudellschen Gesetzentwurf sind. Wir können uns nicht denken, daß nicht gar Manchem über dieser Enthüllung die Augen dafür aufgehen müssen, auf welch abschüssischen unevangelischen Kriegspfand unsre offizielle Kirche sich mit einer derartigen Agitation begeben hat. R

Zum Streit um Schleiermacher

Die Theologische Literaturzeitung bringt in ihrer Nr. 23 eine Erklärung von Professor Wobbermin, die sich auf seinen Schleiermacher-Artikel in Nr. 3 der CW bezieht. Wir drucken deshalb diese Erklärung auch hier ab.

„In seiner Anzeige meiner kleinen Schrift ‚Schleiermacher und Ritschl in ihrer Bedeutung für die heutige theologische Lage und Aufgabe' zieht Ferd. Kattenbusch den von mir an ganz anderer Stelle und in ganz anderem Zusammenhang gebrauchten Ausdruck ‚verekeln' heran. Ich bemerke dazu Folgendes: 1. In dem Aufsatz der CW habe ich diesen Ausdruck nicht primär auf Kattenbusch, sondern auf die Behandlung Schleiermachers durch die dialektischen Theologen, speziell durch E. Brunner, angewandt. — 2. Daß ich den Ausdruck dann schweren Herzens — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — doch auch auf Kattenbusch mitbezogen habe, war dadurch veranlaßt, daß sich Studierende immer wieder für ihre radikale Ablehnung jedes Schleiermacher-Studiums nicht nur auf Brunner, sondern auch auf Kattenbusch beriefen. — 3. Aber nur die Tatsache, keineswegs den ‚Willen' dazu habe ich behauptet. Doch bedaure ich heute die Übertragung des Ausdrucks auf Kattenbusch auch in dieser Form. Ich hätte ihn auf jenes andere Kampfgebiet beschränken sollen, dem er entstammt und dem er entspricht. — 4. Im übrigen verweise ich sowohl für meine Würdigung der Verdienste Kattenbuschs als auch für das Verständnis unserer Kontroverse über die Grundtendenz der Glaubenslehre Schleiermachers, deren — von der Romantik-Frage völlig unabhängigen — springenden Punkt Kattenbusch nicht erwähnt, auf meine Anzeige seiner Schrift in ThLZ 1927 Nr. 5."

Göttingen G Wobbermin

Kleine Mitteilungen. Von der Todesstrafe wird noch ernstlich zu handeln sein. Der Fall Slater hat wieder ein helles Schlaglicht darauf geworfen. Es mag ja sein, daß unser Volk für ihre Abschaffung „noch nicht reif" ist. Aber es gilt nicht nur formales Recht, es gilt ethisches Urteil. Kirche und Theologie machen es sich wieder einmal bequem. Zu der Frage, ob unsre Gesellschaft wohl auch ohne Todesstrafe auskommen könnte, erwäge man die in unsrer heutigen Chronik wiedergegebene Statistik. Dazu nur einige Erinnerungen. Einst hängte man die Diebe, Mord sühnte man mit Geldbußen. Aber das mag schon lange her sein. Vielleicht interessiert doch zu hören, was bis vor kurzem noch galt. Bis 1813 gab es in Preußen noch gesetzlich den Feuertod, das Rädern war rechtlich bis 1851 möglich, in Hannover wurden bis 1859 Verbrecher zur Richtstätte geschleift. Als 1814 in England die Abschaffung der Todesstrafe für Ladendiebstähle beschlossen werden sollte, prophezeite Lord Ellenborough für diesen Fall den Umsturz alles Bestehenden. Muß denn zweifelhaftes Recht immer ausgekostet werden bis auf den Rest? —

Daß jüdische Friedhöfe demoliert werden, diese Seuche hört nicht auf. Wir lasen noch nicht, daß eine christliche Instanz sich öffentlich darüber empört hätte. Auch in der kirchlichen Presse — Stillschweigen. Was es die angeht? Daß jene Friedhofschänder ohne Zweifel „Christen" sind. —

Die Diskussionen auf unsrer Meißener Tagung, zu Wobbermins und Tillichs Vorträgen, sind eingehend protokolliert in dem Korrespondenzblatte der FCW „An die Freunde" Nr. 88. Die Nummer geht demnächst in Druck. Soweit der Vorrat reicht, können eigens Interessierte sie durch die Redaktion der CW in Marburg erlangen. R

Verantwortlich: Prof. D. Martin Rade, Marburg a. L.

Einen Querschnitt durch die Homiletik der Gegenwart

die ja das bunte Bild einer Übergangszeit bietet, bringen die Pastoralblätter in einer Aufsatzreihe über „Zeitgenössische Prediger". So würdigt das eben erschienene Dezember-Heft der Zeitschrift die Predigtarbeit von Professor D. Carl Stange-Göttingen aus der Feder von Professor D. Steinbeck in Breslau, während eines der vorhergehenden Hefte das Predigtwerk von Barth-Thurneysen analysiert hatte und weitere derartige „Porträts zeitgenössischer Prediger" folgen sollen. Das Dezember-Heft der Pastoralblätter bietet auch im übrigen eine wertvolle Auswahl zeitgenössischer Predigten für die Gottesdienste der Epiphaniaszeit, darunter solche von Missionsdirektor Kriele, D. Carl Stange, D. Erich Stange sowie weitere Proben der „anschaulichen Predigten" aus dem vorjährigen Ausschreiben der Zeitschrift. Dompredigter A. von Kirchbach-Dresden gibt einen Überblick über die liturgische Lage der Gegenwart, in dem er ein reichhaltiges Material moderner liturgischer Versuche kritisch verarbeitet. D. Füllkrug-Berlin spricht sich über die missionarische Aufgabe des Pfarramtes aus, und Studentenpfarrer G. Kunze-Leipzig rundet das Heft mit einem im Hinblick auf die Weihnachtszeit besonders reichhaltigen Bücherbericht ab. Der Verlag (C. Ludwig Ungelenk, Dresden 24) versendet ein Probeheft der Zeitschrift kostenfrei.

Mitteilung. Das „Protestantenblatt" vom 13. November 1927 schreibt über Paul Dorschs Werk: „Das deutsche evangelische Kirchenlied in Geschichtsbildern": Dies Buch gehört einfach auf den Weihnachtstisch unserer Konfirmanden. Denn einmal ist es in seinen Daten exakt gearbeitet, die neuesten Studien sorgfältig verwertend. Und dann gibt die Geschichte der meisten von den 106 behandelten Liedern nicht Streiflichter über die Zeit und Situation hin, in denen die Lieder entstanden sind, sondern sie rundet Dichter, Lied und Zeit zu kleinen, scharfen, lebendigen Bildern, und das ist das Schönste von dem Buch.

Wie unsere besten Kirchenlieder aus Zeit und Schicksal geboren sind, müßte unseren Gemeinden mit Hilfe dieses Buches nahegebracht werden, und ich könnte mir denken, daß auch mancher geplagte Pfarrer, der sich mit den hymnologischen Werken von Nelle und Heydt nicht abgeben kann, nach dem Buche greift, wenn er in Unterricht und Predigt einen Choral verwenden und ihn nicht mit trockener Erklärung totschlagen, sondern als evangelische Herzens- und Glaubensgeschichte lebendig machen will. E. Pf.

Das bei der Calwer Vereinsbuchhandlung in Stuttgart erschienene Buch umfaßt 310 Seiten in guter Ausstattung und kostet solid gebunden nur drei Mark.

Berlin W 56
Oberwallstr. 16 a

Gabbe's Lehranstalten mit Internat.
Abitur, O.II.R., Theolog.-Ex., Oberl.-Ex.
Latinum, Graecum, Hebraicum,
Physikalisch-chem. Laboratorium.

Heim der Freunde der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6
Schönste stille Lage unmittelbar am Fuß der Thüringer Waldberge.
Gute Verpflegung. Heizbare Zimmer. Mäßige Preise.
Fröhliche geistige und gesellige Gemeinschaft der Gäste ohne jeden Zwang. — Erholungsaufenthalt während des ganzen Jahres.
Erst recht in den Nicht-Ferienzeiten.
Anfragen an die Hausmutter Frau Blume. Telefon 270.

Jugendsekretär (Jugendpfleger) sofort gesucht

Für Jungmännerverein und Jugendheim der Lukaskirchgemeinde zu Dresden wird möglichst sofort

ein kirchlich gesinnter, pädagogisch erfahrener unverheirateter

Jugendsekretär (Jugendpfleger)

gesucht. Gehalt nach Übereinkommen. Anstellung auf Privatdienstvertrag mit vierwöchentlicher Kündigung. Gesuche mit Zeugnissen und ausführlichen Angaben über Vorbildung und bisherige Tätigkeit an den **Kirchenvorstand der Lukaskirche, Dresden, Lukasplatz 4.**

Anerkannt beste Bezugsquelle für
billige böhmische Bettfedern!

1 Pfund graue, gute, geschlissene Bettfedern 80 Pfg, bessere Qualität 1 M., **halbweiße**, flaumige 1 M 20 und 1 M 40; **weiße**, flaumige, geschliss. 1 M 70, 2 M, 2 M 50, 3 M; feinste, geschlissene **Halbflaum-Herrschaftsfedern** 4 M, 5 M, 6 M, halbweiße Daunen 5 M, weiße 7 M, hochfeine 10 M. Versand jeder beliebigen Menge **zollfrei** gegen Nachnahme von 10 Pfd. an franko. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Muster und Preisliste kostenlos.

S. Benisch in Prag XII., Americká ul. Nr. 26/1128, Böhmen.

Pfarrer Lic. R. Wallau

schreibt in der

Frankfurter Zeitung vom 27. November 1927

über das Buch

Die Erbschuld der Glaubensspaltung

von

Georg Boss

unter anderm:

„Die beiden großen Konfessionskirchen vor allem werden gleichmäßig unter die Buße gerufen. Das gerade ist der erschütternde Wille — zur Wahrheit, der durch dies Buch zieht.. Jede Kirche, die glaubt, daß darin nur von der anderen die Rede sei, geht an dem Segen des Gerichts stracks vorüber. Den Weg der „Heimkehr" will der Verfasser zeigen. Die „ganze Wahrheit" soll erkannt, der „einzige Weg" gefunden werden. Nicht Korrektheit, sondern Leben soll die Kirche suchen. Neuer Geist kann nur aus einer entschlossenen Hinkehrung zur Urkraft der Kirche Christi, zur Liebe gewonnen werden. Man möchte dem Buch von Boss, das aus den Reihen der Suchenden und Wartenden kommt, das von echter Liebe zur Kirche getragen ist . . . weiteste Verbreitung vor allem in den Kreisen wünschen, die von der konfessionellen Krisis unsrer Tage innerlich erfaßt sind. Dem Verleger gebührt Dank, daß er dieser geistesstarken Gabe ein so ernstes und vornehmes Gewand gegeben hat."

★

Preis des Buches:

geheftet M. 7.—, in Ganzleinen geb. M. 10.—

Leopold Klotz Verlag / Gotha

OTTO FRICKE

DIE CHRISTOLOGIE DES JOHANN BRENZ

geh. ca. Mk. 10.—, geb. ca. Mk. 12.—

Im Augenblick, da Karl Barth mit der Veröffentlichung seiner Dogmatik beginnt und Friedrich Brunstäds neues Buch erwartet wird, erscheint: „Die Christologie des Johann Brenz" wahrlich zur rechten Zeit. Beide Arbeiten der heute führenden Dogmatiker gehen in epochemachender Weise auf Orthodoxie zurück, um zu einer Dogmatik der Gegenwart zu gelangen. Das bedeutet schon die Aufgabe der neuen Auseinandersetzung mit der Orthodoxie. Zu fragen ist, ob sie die richtige Interpretation der Reformation im Sinne des Begriffs der reinen Lehre ist! In diese Frage greift „die Christologie" in höchst aktueller Weise ein. Johann Brenz steht zwischen Reformation und Orthodoxie. Eine Zeitlang lag das Schicksal der lutherischen Lehre allein in seiner Hand und das große Konkordienwerk wäre ohne ihn gar nicht zu denken. Zur Prüfung der Orthodoxie an der Reformation und zum Verständnis der Reformation durch die Orthodoxie ist das Buch in gleicher Weise wichtig und wertvoll.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

HANS VAIHINGER

wurde soeben von der Universität Münster zum

Ehrendoktor der Jurisprudenz

ernannt. Früher schon erhielt er von Königsberg den

Ehrendoktor der Medizin,

Ehrendoktor der Technik

wurde er von Dresden. Daraus erhellt, daß

DIE PHILOSOPHIE DES ALS OB

außerordentliche Bedeutung für alle Gebiete menschlichen Denkens

besitzt und daß diese Bedeutung ständig

noch im Wachsen

ist. Soeben erschien die

NEUNTE UND ZEHNTE AUFLAGE

Mit Bildnis . . . . In Ganzleinen geb. 25.—

„Es ist unmöglich, im Rahmen einer Rezension der gewaltigen Geistesarbeit gerecht zu werden, die in diesem Werke niedergelegt ist, und die Fülle von fruchtbaren Anregungen und neuen Gesichtspunkten zu würdigen, welche die einzelnen Spezialwissenschaften von diesem Werk empfangen können . . . Die Philosophie des Als Ob bedeutet eine neue Phase in der Weiterentwicklung des Grundgedankens von Kants Dialektik."

D. Dr. Karl Heim in der Theolog. Literaturzeitung.

Eine wichtige Ergänzung bildet

WIE DIE PHILOSOPHIE DES ALS OB ENTSTAND

Sonderausgabe aus der „Philosophie der Gegenwart in Selbstdarstellungen" 1.50

Verlag von Felix Meiner in Leipzig

HERMANN KUTTER

PLATO UND WIR

geh. Mk. 6.50, geb. Mk. 8.20

Eine systematische, erschöpfende Darstellung der Philosophie Platos zu geben, ist nach des Verfassers Meinung ebenso aussichtslos, wie langweilig und ein Unrecht an Plato, dessen lebenssprühende Dialoge dadurch sozusagen als Marmorbruch benutzt werden, aus dem jeder sich seine Steine holt.

Hermann Kutter war es darum zu tun, Plato mitten in die Fragen der modernen Welt hineinzustellen, weil er die brennendste Frage unserer Zeit, die nach der Bedeutung des Unbedingten zuerst aufgeworfen, und soweit das menschliche Denken möglich ist, gelöst hat.

Die Darstellung führt im Anfang einen jungen Wahrheitssucher vor Augen, dessen leidenschaftliche Fragen da enden, wo Plato anfängt: im Problem des Ethos. Das führt nun weiter im 1. Teil zu dem denkwürdigen Unternehmen Platos, das sokratische Paradox des ethischen Nichtwissens über sich selbst hinauszuheben zu der grundlegenden Tatsache, daß das Gute darum nicht erkannt werden kann, weil es selbst als Ausdruck des Unbedingten, die Quelle aller sogenannten Erkenntnis bildet.

Im 2. Teil nun findet Hermann Kutter aus der ganzen Leidenschaft und Liebe einer platonischen Seele heraus die Fähigkeit, das eigentliche, in der Ewigkeit wurzelnde Wesen des Eros in einer Weise darzustellen, das unserm am falschverstandenen Eros krankenden Geschlecht geradezu wie eine Erlösung aus großer seelischer Not erscheinen soll.

Im 3. Teil endlich wird der Versuch gemacht, unsere zentrale Orientierung Platos im Unbedingten auf die verschiedenen Gebiete des Lebens, wie Staat, Wissenschaft, Philosophie, das Lustproblem der Gesellschaft anzuwenden, alles an der Hand der lebenden Rede Platos selbst.

Schließlich werden wir mit Plato wieder zum Kinde und erkennen, daß das ganze Leben ein göttliches Geschenk ist, und daß wir, eben weil ein Gott ist, in dem wir sind, die Probleme alle zum Spiel verwandeln dürfen.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

Walter von Molo

Die Legende vom Herrn

6.—10. Tausend, vier Wochen nach Erscheinen

Umschlag und Einbandzeichnung von Professor Dr. W. Tiemann

Geheftet Mk. 5.—, in Leinen gebunden Mk. 7.50

Aus den ersten Besprechungen:

Artur Brausewetter in der Tägl. Rundschau, Berlin: „Alles in Allem: ein erlebtes und dichterisch gestaltetes Buch, das man ernst nehmen soll."

Dresdener Neueste Nachrichten: „Hier ist einer, der den Glauben und die Demut hat, der nicht auf den Erfolg des Tages lauert; der aus dem Herzen schrieb und doch ohne Sentimentalität. Und darum wurde es eines der schönsten und innerlichsten Bücher dieses Dichters."

Roland Schacht in der Vossischen Zeitung, Berlin: „Es ist ein Buch, das eine Mission erfüllen, dem Christus in uns selbst zum Durchbruch verhelfen kann, und in diesem Sinne muß es begrüßt werden."

Bezug durch alle guten Buchhandlungen

Albert Langen ⋆ Verlag ⋆ München

Gegen Karl Barth

erschien vor kurzem

Der ferne und der nahe Gott

Eine Auseinandersetzung mit der Theologie Karl Barths

von

Bernhard Dörries

Preis vier Mark

„... begnügt sich auch nicht mit einer Art Oberflächenkritik, sondern gräbt den letzten im verschiedenartigen religiösen Erlebnis Gottes und des Evangeliums liegenden Gedankenwurzeln nach und entdeckt dabei, daß Barth, in Calvins Fußstapfen wandelnd, eine Theologie vom fernen Gott verkündigt, während das Luthertum, an Luther angeschlossen, im Glauben an den nahen Gott nicht nur Frieden der Seele, sondern zugleich auch Antrieb zu vollkommener Hingabe und zu werktätiger Liebe empfängt. Ich habe den Eindruck, daß Dörries den Gegensatz in seiner Tiefe richtig erkannt, ihn geschichtlich erklärt und so bewiesen hat, daß Barths Botschaft nur eine Seite der Sache darstellt, daher der Ergänzung bedarf." Die Kirche

„In dieser Schrift kommt meinem Gefühl nach zum ersten Male in der Auseinandersetzung über Barth das echte Luthertum zu Worte. Auch Barth glaubt, ganz in Luther zu stehen und ihn in seinem ganzen Ernst und seiner ganzen Schwere für unsere Zeit neu entdeckt zu haben. Aber was er bringt, ist Entleerung des tätigen Lebens, insofern Mystik, so sehr auch Barth das Wort Mystik ablehnt. Luthers Gottesdienst aber ist Heiligung des tätigen Lebens. Er sieht Gott in den Aufgaben des täglichen Lebens und bietet daher eine echte und rechte Bauern- und Handwerker-Frömmigkeit. Barth sieht Gott nur als den Jenseitigen, Ganz-Andren, über alle Erfahrbarkeit Hinausgehenden: Damit entleert er sowohl die Natur wie die Geschichte. Das ist weder biblisch noch lutherisch. Alles dieses ist bei Dörries besser und schärfer gesagt, als wir es irgendwo gelesen haben." Glaube und Deutschtum

„Unter alle diese verschiedenartigen Gesichtspunkte sind Barths Urteile aus dem berühmten Kommentar und aus seinen Predigten mit großer Sorgfalt gesammelt und mit ebensolcher Klarheit und Bestimmtheit verworfen. Es kann und soll hier nicht auf alle Kapitel eingegangen werden; denn diese Anzeige will das Studium von Dörries' Buch nicht überflüssig machen, sondern es im Gegenteil aufs dringendste empfehlen." Die Gemeinde

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Subskriptionseinladung

auf

DANIEL GREINER, Neue Bilderbibel Bd. 1, „Urgeschichte"

Subskr.-Preis bis 20. Dezember 1927: Vorzugsausgabe M 8.—, Pappband M 6.—. Neu hinzutretende Subskribenten erhalten den bereits erchienenen 2. Band „Erzväter" zu gleichen Preisen.

Außerdem erschienen: **Evangelienbücher:** Johannes M 4.— (geh. M 3.50), Lukas M 6.—, Matth. M 6.—, 8.—, 15.—.

FELSBERGVERLAG, Jugenheim (Bergstraße), Postscheckkonto Frankfurt/M. 93917

Weihnachten in Bethel!

In Leid und Dunkelheit der Erde hinein scheint das Licht des Kindes von Bethlehem. Auf dieses Licht, das Weihnachten aufs neue bringen soll, warten viele in unseren Häusern des Elends und der Liebe. Fast 5000 Fallsüchtige, Gemütskranke und Heimatlose aller Art und aus allen Teilen Deutschlands beherbergen wir bei uns. Ihnen allen möchten wir gern eine kleine Freude bereiten.

Wer hilft uns dabei mit? Jede kleinste Gabe ist uns willkommen, besonders Lebensmittel, Kleidungsstücke, vor allem solche für Männer, sodann Spielzeug, Bücher und Bilder. Auch Geldgeschenke, durch die wir Gaben der Liebe kaufen können, nehmen wir dankbar an. Je eher die Gaben in unsere Hände gelangen, desto willkommener sind sie uns!

Allen Freunden von Bethel wünscht einen hellen Strahl des ewigen Weihnachtslichtes

F. v. Bodelschwingh, P.

Bethel bei Bielefeld, im Advent 1927.

Postscheckkonto Hannover 1904.

Weihnachts-Freude

und frohe Gesichter erleben Sie, wenn Sie Ihrem Kind unsere **über ½ Meter große,** reizende, liebe

lebende Puppe

kaufen. Diese ist die letzte Errungenschaft der Puppen-Industrie und entzückt jeden der sie sieht.

Spricht klar und deutlich „Mama" oder „Papa" und **läuft** an der Hand geführt, so naturgetreu wie ein kl. Kindchen (ohne jeden Mechanismus). Zur Zeit in 2 ganz reizenden Ausführungen (Bub und Mädel) lieferbar. **Ausnahmepreis** Mk. 5.75 (Porto extra). Wer ein Pärchen bestellt erhält ein weiteres nettes Püppchen oder Spielzeug im Wert von ca. 1.50 gratis dabei. Bei Voreinsendung des Betrages franko Lieferung. Wegen sorgfält. Bedienung nicht bis zuletzt warten. Alleinlief. Coburger Puppenversandhaus **Balcar & Buschner, Coburg 7 g,** Casimirstraße 1.

Beste deutsche Bezugsquelle für

billige böhmische Bettfedern

1 Pfd. graue, geschlissene M. —.80 und 1.—, halbweiße M. 1.20, weiße flaumige M. 2.—, 2.50 und 3.—, Herrschaftsschleiß M. 4.—, bester Halbflaum M. 5.— und 6.—, ungeschl. flaum. Rupffedern M. 2.20, 2.80 und 3.25, Flaumrupf M. 4.—;
Daunen weiß M. 7.—, hochfein M. 10.— zollfrei gegen Nachnahme von 10 Pfd. an postfrei. Umtausch gestattet oder Geld zurück. Ausführliche Preisliste und Muster kostenlos.

Rudolf Blahut, Bettfederngroßhaus, **Deschenitz 318,** Böhmen.

Auf Weihnachten

liefert jedes neue Buch

prompt und **überallhin franko**

Theodor Rother

Buchhandlung für Theologie, Leipzig

— gegr. 1875 —

Prächtige Weihnachtsbücher

aus dem Quell-Verlag der Ev. Gesellschaft, Stuttgart

Der Stadtschreiber von Straßburg

und andere Geschichten aus vergangenen Tagen von **Karl Hesselbacher**

192 Seiten. Kart. M 3.50, fein in Ganzleinen M 4.50

Ev. Warte: Ein **wunderbares** Buch. Hesselbacher hat sich fast selbst übertroffen. Mit Freude und mit Wehmut liest man da von Kämpfen, welche Evangelische durchzufechten hatten. Die Menschen und Zeitströmungen des 18. Jahrhunderts bekommen **plastische Anschaulichkeit.** Die schöne Ausstattung, der Druck, die knappen Erläuterungen machen das Buch zu einer kleinen **Prachtausgabe,** die wir für den Weihnachtstisch unseren Lesern **dringend empfehlen.**

Gesammelte Immergrün-Geschichten

von **Anna Schieber**

272 Seiten mit Deckenbild u. Titelzeichnung. 11.—15. Tausend Leinen M 6.—

Johanniter Ordensbl.: Ein ganz **reizendes** Buch von **vorbildlicher Schönheit** und **Reinheit.** Nicht nur die Jugend und ihre Freunde, sondern gemütvolle Menschen **jeden Alters** und Standes werden ihre **helle Freude** daran haben.

Alte Geschichten

von **Anna Schieber.** 16.—20. Tausend. 104 Seiten. Fein geb. M 1.20, Leinen M 1.60

Pilger aus Sachsen: Köstliche Kleingemälde voll tiefer Weisheit u. großer innerer Werte.

Nicht für mich — für dich

Erzählungen von **Marie Cauer**

96 Seiten. Fein geb. M 1.20, Leinen M 1.60

Ev. Gembl. Nürnberg: Eine **feine** Gabe, besonders auch für Frauen und Mädchen.

— Zu beziehen durch alle Buchhandlungen —

Sankt Jörg

8. Jahrgang des Heimatglockenjahrbuches.

Herausgeber: Walther Kalbe.

Anstelle der Reflexbewegungen, mit denen der Zeitgenosse die Geisteswissenschaft abwehrt, anstelle sachlich-unberührter Überlegenheit der Kritik, wird hier ein Weg gegangen: dargelebt wird, wie Geisteswissenschaft das Christentum in sein Recht einsetzt, nicht auf das Gegenwartsniveau heruntezieht. So entsteht ein Buch, in dem Christus wieder verkündigt werden kann, ein Buch, welches die heutige Menschheitsnot und Wende erkennt.

Inhalt: 12 Gebete / Auferstehung Christi / Vom Schicksal / Christus / Johannestaufe und Taufe Christi / Nicht Moral predigen — Moral begründen! / Pfingsten / Sternenweg der Bibel / Jugendlage von heute / Lebensreform / Christengemeinschaft und Kirche / Gottesdienstgebete u. a.

135 S. Großformat, gediegene Ausstattung. 4.80 M.

Heimatglockenverlag Henneberg (Thür.)

Postscheckkonto Leipzig 41804

Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich vier Mark, im Auslande vier Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 75 Pf. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 20 Pf., bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) 15 Pf. Größere Anzeigen nach Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 28182. Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 15. Dezember

Dieser Nummer liegen Prospekte folgender Firmen bei: **Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; Hanseatische Verlags-Anstalt, Hamburg; Leopold Klotz Verlag, Gotha; Verlags-Anstalt Ernst Manckisch, Freiburg i. Sa.** Um angelegentliche Beachtung wird gebeten.